



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 2.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman
von

S. Rosenthal-Bonin.

II.

An demselben Abend, von welchem wir die Ereignisse am Feuerschiff berichteten, befand sich der Advokat Helmer Wallroden im Wohnzimmer seines zukünftigen Schwiegervaters, des Schiffsmallers Bernhardt in Hamburg; er war allein und las in einer Zeitung.

Das Zimmer zeigte gediegene Eleganz, die aber schon etwas altväterisch und verblüht war, jedoch einer gewissen Behaglichkeit nicht entbehrte.

Eine Hängelampe, die von der Decke hing, goß auf den Tisch helles Licht, indes sie, durch einen rosa Papierschirm geschützt, das Zimmer in mildem Halbdunkel ließ.

Der Advokat legte die Zeitung auf den Tisch und schaute ernst nachdenkend vor sich hin aus. Es war ein stämmiger, untersehter Mann, dessen ausdrucksvoller Kopf Aufmerksamkeit erregte. Wie seine ganze Gestalt kraftvoll und energisch schien, war auch sein Gesicht breiterundet, voll und fest, der Mund fest geschlossen, und unter einer hohen, gedankenreichen Stirn schaute ein Paar großer, klarer, grauer Augen scharf in die Welt hinein. Es war eine Persönlichkeit, welcher die Thakraft und ein starker, durchdringender Geist sozusagen aus jeder Faser leuchtete und die Achtung, aber auch einen gewissen unbehaglichen Respekt hervorrief. Man hatte das Gefühl, als könnte dieser Mann ein fürchterlicher Gegner sein.

Die Thür öffnete sich und Ernestine Bernhardt, die Braut Helmer's, trat ein.

Er erhob sich etwas langsam.

„Ich habe Dich wohl warten lassen, Helmer,“ sprach sie, große, eigenthümlich glänzende schwarze Augen auf den Bräutigam richtend und ihm freundlich beide Hände reichend, „aber Du weißt ja, wir armen Geschöpfe haben nicht Deinen Grundsatz, mit wenig Worten viel zu sagen, und meine Freundinnen, die nicht unter Deiner Erziehung



Die Löwenbändigerin Hawa mit ihren Löwen. Momentaufnahme von Photograph Weissnas in Genf. (S. 15.)

stehen wie ich, können sich noch weniger kurz fassen als meine Wenigkeit,“ fuhr sie heiter fort. „Doch jetzt bin ich da, und ich will so kurz sein als möglich,“ fügte sie scherzend hinzu.

„Nun, das wünsche ich gerade nicht,“ erwiderte er lächelnd, was sein ernstes Gesicht sehr verschönte. „Sei für Deine Freundinnen kurz, und was Du an Zeit dabei sparst, verwende für mich.“ Dann, auf die Zeitung deutend, fügte er hinzu: „Heut erscheint die Aufforderung zum letzten Mal, und wenn der verschollene Sohn Wallroden's nicht in drei Monaten sich meldet, sind wir reiche Leute und nichts steht unserer Verbindung im Wege. Es wäre wahrhaftig Zeit, daß wir aus dieser unruhigen Erwartung herauskommen, — je länger es dauert, um je größer wird die Pein.“

„Ach, das leidige Geld!“ entgegnete seufzend Ernestine. „Ich begreife gar nicht, Helmer, weshalb Du auf diese Erbschaft wartest. Deine Praxis ist ja so ausgezeichnet, daß wir mehr als anständig davon leben könnten; ich besitze leider nichts, aber eine gute Aussteuer bringe ich Dir ja mit, — Kapital brauchst Du also keines.“

„Kind, das verstehst Du nicht,“ erwiderte der Advokat ernst. „Geld ist Macht und Kraft und zwar die mächtigste und wirksamste der Erde. Man soll nie leichtthin vom Geld denken, und wenn man seinen Haushalt auf eine breite Basis gründen kann, soll man es nicht auf einer kleinen und schmalen thun. Wir können ganz anders auftreten und in's Leben schauen mit einem Besitz von hundertundfünfzigtausend Thalern, als wenn wir so arm anfangen, wie wir augenblicklich sind. Denke nur, wie beschämend es wäre, wenn wir uns jetzt eingerichtet hätten in dem großen Hause bei St. Pauli, das ich einstweilen als Verwalter das Recht habe zu bewohnen, und er käme, der Erbe, und wir müßten ihm die Wohnung räumen; — dann stelle Dir vor, mit welchen sicheren Gefühlen wir in unser Eigenthum einzögen, sobald das Erbe mir zugefallen.“

„Ich begreife das wohl,“ warf darauf das Mädchen ein, „und ich wünschte nichts schn-

licher, als daß Du bald in das Recht trätest; aber wenn der Erbe zum Beispiel, was ja möglich wäre, nach dieser Zeit sich einstellte?" fertigte Ernestine, ihre großen, schwärmerischen Augen mit bänglichem Ausdruck auf ihren Verlobten gerichtet.

"Das ist dann schlimm für ihn," antwortete ruhig der Advokat, "denn dann hat er nach dem Wortlaut des Testaments, das eine Frist von vier Jahren aussetzte, und nach den Bestimmungen des Gesetzes, das nur drei Jahre Wartezeit feststellt, jeden Anspruch auf die Erbschaft verleren."

"Das wäre schrecklich!" meinte Ernestine. "Wenn er nun arm heimkehrt! — Ich hätte dann immer das Gefühl, als ob wir von seinem Eigentum schwelgten, während er darbt."

"Das wäre allerdings sehr übel für ihn," meinte Helmer kühl, "aber Gefühle gelten im Rechtsleben nichts, nur die Logik der Thatfachen und die Gesetze. Alle unsere bürgerlichen Einrichtungen würden über den Haufen stürzen, würden Gefühle Gesetze sein. Kommt der Erbe einen Tag, eine Stunde vor Ablauf des Termins, so gebe ich ihm sein Eigentum bei Heller und Pfennig, stellt er sich aber eine halbe Stunde nach Mittag um Zwölf am dritten April ein, so bin ich nicht Willens, mein Eigentum ihm zu schenken."

Helmer Wallroden sagte dies in einem so eisenfesten Ton, so ruhig und entschlossen, daß Ernestine bebt. Es fröstelte sie an, und nachdenklich ihren Bräutigam anschauend, sprach sie leise: "Darf man denn immer allein nur nach dem Rechtsstandpunkt handeln? Wozu hätten wir ein Herz, wenn es nicht mitsprechen dürfte? Es gibt ja auch Billigkeitsgründe, Helmer, und von diesen würden doch manche für einen zu spät kommenden Erben sprechen. Wäre ich die Erbin, so würde ich mit dem Erben theilen, falls er dessen bedürftig sein sollte."

"Nun, deshalb ist es gut, daß Du die Erbin nicht bist. Du siehst die Sache etwas romantisch und schwärmerisch an. Der Sohn hat zwanzig Jahre um den Vater sich nicht gekümmert, sie sind in Fern und Orell, man darf sagen, in daß geschieden, völlig fremd einander geworden; ich habe den Sohn meines Onkels nie gesehen, fühle also abseits nichts für ihn, dem Erblasser gegenüber siehe ich demnach so nahe, wie sein verschollener Sohn; das Recht ist völlig auf meiner Seite. Ich habe geerbt, und nun sollte ich mit einem Fremden theilen, dessen Ansprüche an seinen Vater geringer sind als die meinen, der ich fünf Jahre lang treu und redlich seine schwierigen, verzweigten Geschäfte geführt! — Du siehst, Ernestine, hier ist die Billigkeit nicht am Platze."

Aber der Vater hat doch für seinen Sohn noch etwas gefühlt, sonst hätte er nicht eine so lange Frist für dessen Auserkennung festgesetzt," hielt das Mädchen dagegen.

Der junge Advokat schaute mit einem scharfen Blick zu seiner Braut auf. "An Dir ist ein Vertheidiger verloren gegangen," sprach er mit einem Anflug von Scherz, "Du mußt übrigens Dich eingehend mit dieser Sache beschäftigen haben, daß Dir so viel Einwendungen zu Gebote stehen. Das fügte er mit etwas unbehaglichem Ausdruck hinzu. "Du nimmst ja fast größeren Antheil an einem etwaigen Erben als an Deinem Bräutigam."

"Ja, ich habe über die Möglichkeit des Erscheinens des Erben nachgedacht und würde dieses Mitleid mit ihm fühlen, falls er zu spät käme," entgegnete das Mädchen.

"Nun," meinte der Advokat, dessen Mißstimmung wieder völlig verschwunden schien, "dieses Mitgefühl macht Deinem Herzen alle Ehre, als Weib sollst Du so empfinden; aber was erreichen wir uns da über etwas Zukünftiges, Möglichen, über ein Gespenst! — vorläufig ist der Erbe noch nicht da, nicht eine Spur von ihm war aufzufinden, trotz der Mühe, die man sich gab, trotz der großen Summen, die für seine Auffindung verwendet worden. Habe Du immer Mitleid mit einer Phantasiefigur, das verwehre ich Dir nicht. Wir jedoch überlaß, zu wirken und zu sorgen, zu schaffen und zu ringen, daß wir unser Nest so warm und schön und reich und sicher als möglich bauen können, — es ist noch Zeit, über die Sache zu denken, wenn wirklich und leibhaftig ein solcher Erbe erschienen ist."

Der Schwiegervater trat in das Zimmer und damit hatte die Unterhaltung über diesen Gegenstand ein Ende. Ein heiteres, harmloses Gespräch, das sich über die Tagesneuigkeiten entspann, verwischte in Beiden jede Spur eines Mißbehagens, falls ein solches durch die Meinungsverschiedenheit hinsichtlich dieser Erbschaftsfrage sich hatte geltend machen wollen, und Braut und Bräutigam schieden so munter und so voll freudiger Zuversicht in eine nahe bevorstehende glückliche Zukunft wie immer.

Das Haus St. Pauli Nummer fünf, welches zur Erbschaftsmasse des verstorbenen Senators Wallroden gehörte, lag an zwei Straßen; es war ein Doppelhaus, dessen vordere Seite nach der vornehm stillen Karlstraße hinauslag, indeß sein Rücken die langen kleinen Fensterreihen der wenig feinen, aber sehr belebten Emerentienstraße darbot. Das Haus war das zweite von der Ecke, der frühere Durchgang war seit Jahren schon vermauert und so die hinteren Wohnungen von den vorderen völlig getrennt; wollte man von dem vorderen Haus zum rückwärtigen gelangen, so mußte man um die Ecke gehen; so bildete dies Haus zwei getrennte Theile, deren vorderer vornehm elegant und reich ausschaute und auch nur von vermögenden, stillen

Leuten bewohnt wurde, während die Rückseite, in eine Unzahl kleiner Wohnungen getheilt, eine bunte Musterkarte von Gewerbsleuten, Zimmervermiettern und auch etwas dunklen Existenzen beherbergte, wie nur eine große Stadt dergleichen seltsame Elemente zusammenwürfelt. Nach der Karlstraße hinaus wohnten zwei reiche Rentner, ein Konsul, ein Gesandtschaftsrath, und hatte der Advokat Wallroden sein vornehmes Bureau in den Zimmern des verstorbenen Senators etabliert; in der Emerentienstraße befand sich eine Schlosserei, eine Papierkinderballen-Werkstatt, eine Puppenfabrik und wohnten etwa zwei Duzend Chambregarnisten, kleine Commis, Handwerker, Leute unbefannter und unbestimmter Berufsarten und manchmal für einige Wochen eine Kolonie von Gauklern, Taschenspielern und Cirkusmitgliedern, welche in der nahen Wernstraße auf St. Pauli allabendlich ihre Beschäftigung hatten.

Zu den Bewohnern dieses Hauses gehörte auch der Kalkulator Hase, ein schwächlicher, nicht mehr ganz junger Mann mit freundlichem, klugem Gesicht, aber seltsamen struppigen, emporstehenden schwarzen Haaren, der bei Frau Wernike, der Inhaberin der Puppenfabrik, zur Miete wohnte. Er hatte ein kleines, nettes Stübchen, welches den hier seltenen Schmuck eines Taschlaviers aufwies, und was noch weniger bei einem Bewohner dieses Haustheiles zu vermuthen war, ein Schränkchen mit deutschen Klassikern in sauberen, schönen Einbänden. Herr Hase liebte die Musik, die Dichtkunst und arbeitete als Registrator bei dem Advokaten Wallroden. Ja, man behauptete mit eigenenthümlichem Respekt, Herr Hase sei das Faktotum des vielgesuchten gestrengen Advokaten. Daran war etwas Wahres; seitdem der jetzt dreiuunddreißig Jahre alte Jurist eine Kanzlei als Rechtsanwalt eröffnet, und das waren nun fast vier Jahre, stand der Kalkulator Hase in seinen Diensten und nahm jetzt die Stelle als Bureauvorstand ein; er vertrat oft seinen Prinzipal, falls dieser nicht zu Hause war, und durch seine Hände gingen alle Geschäfte des Anwalts. Im Laufe der Jahre hatte der sehr fleißige und gewissenhafte Herr Hase sich eine große Gewandtheit in der Abwicklung der Geschäfte angeeignet, und sein nie veragendes Gedächtniß machte ihn für den Advokaten überaus werthvoll. In Herrn Hase wohnten zwei Seelen, eine Privatseele und eine Geschäftsseele; seine Privatseele war sehr weich und gemüthvoll, und eine lebhaft Phantasie gestaltete sein häusliches Leben poetisch und idyllisch, während seine Geschäftsseele, die er mit dem Bureauvord anziehen schien, ihn als peinlich gründlichen, strengen und verschlossenen, trockenen Beamten, unermüdlich arbeitsam und fleißig, walten ließ. Nur diese Seite kannte sein vielbeschäftigter Prinzipal von ihm, der sich überhaupt um den Privatcharakter und die Häuslichkeit seiner Angestellten wenig kümmerte.

Es war heut Sonntag und die Kanzlei des Herrn Wallroden geschlossen.

Herr Heinrich Hase trug sein Sonntagsmützchen auf dem Kopfe, hatte seine Blumentöpfe begossen, rauchte eine Pfeife, auf deren Kopf sich das Brustbild eines verstorbenen Freundes befand, und ordnete seine Handschriftensammlung, denn Herr Hase war ein eifriger Jäger auf Handschriften, nicht solchen von berühmten Namen allein, sondern von Autographen überhaupt, aus deren Zuge er "unfehlbar" den Charakter des Menschen feststellte. Das war neben der Leidenschaft für Blumen, Musik und Poesie eine Hauptbeschäftigung des Herrn Kalkulators in seinen Mußestunden.

Da trat die Wirthin Frau Wernike in's Zimmer. Nachdem sie den schönsten guten Morgen gewünscht und schon das Kaffeegeschirr zum Hinaustragen in der Hand hielt, ergiff sie plötzlich den Faden der Unterhaltung. "Wir haben einen neuen Miether bekommen, Herr Kalkulator," begann sie, "aber ich habe noch nicht fest zugesagt; mir gefällt er, jedoch wäre es mir lieb, wenn Sie ihn vorher einmal ansehen und einige Worte mit ihm sprechen wollten. Sie haben mir damals auch gesagt, daß Sie den Schneider für einen verschlagenen, unehrlichen Menschen hielten, und hätte ich auf Sie gehört, wäre ich nicht um die Miete betrogen worden und mit der Polizei in Ungelegenheiten gekommen."

"Haben Sie nicht etwas Geschriebenes von dem Menschen?" fragte Herr Hase, durch das Zutrauen geschmeichelt.

"Ach, Geschriebenes!" entgegnete ziemlich nichtachtend Frau Wernike, "das sind Grillen, Herr Kalkulator, jeder Mensch schreibt, wie er es gelernt hat. Wer kein Kaulpelz in der Schule war, schreibt schön, auch wenn es ein schlechtes Subjekt ist, und wer sich keine Mühe gegeben, hat eine schlechte Handschrift und kann ein Engel sein; darauf gebe ich nichts, Herr Hase."

"So ist die Sache nicht, Sie verstehen nicht, wie wir Handschriftenkenner das meinen..."

"O, schon gut," wehrte Frau Wernike ab, "ich verlasse mich auf meine Augen, und da Sie so viele Menschen, gute und schlechte, sehen und in ihre Angelegenheiten blicken und kluge Augen haben, möchte ich, daß Sie meinen neuen Miethsmann einmal sich betrachteten. Es ist ein sehr schöner Mensch, aber solche sind manchmal die gefährlichsten," fügte Frau Wernike hinzu.

"Na, wo ist denn das Wunder? Sie sind ja sonst im Punkte des Schönseins sehr schwer zufriedenzustellen," erkundigte sich scherzend Herr Hase.

"Weil mir Ihre borstigen Haare nicht gefallen und ich Ihnen so oft gepredigt habe, sie mit Pomade niederzu-

streichen, wodurch Sie ein ganz nettes Aussehen bekämen," lachte Frau Wernike. "Nun, mir kann's gleich sein, wenn Sie wie ein Irriwisch aussehen wollen. Der junge Mensch sitzt unten bei Wieses im Kaffeehaus; soll ich ihn heraufschicken?"

"Thun Sie das, Frau Wernike," sagte Herr Hase würdevoll, "ich will seinen Schädel untersuchen und Ihnen Bescheid sagen."

"Ach, nur nichts Gelehrtes," warf Frau Wernike dagegen. "Sehen Sie ihn frank und frei an und sagen Sie mir dann: 'Ja, Frau Wernike' oder 'nein'."

"Nun also, Frau Wernike, ich werde mich biblisch verhalten," beruhigte sie Herr Hase.

Die Wirthin verließ das Zimmer, und wenige Minuten später trat Paul Roda, der von dem Feuerschiff Gerettete, in das Zimmer des Kalkulators.

Herr Hase schaute überrascht zu dem schlanken jungen Mann auf.

Frau Wernike hatte nicht zu viel gesagt: das war wirklich ein schönes Menschenbild! Die großen, stillen, redbraunen Augen in dem länglichen, edelgeschnittenen Gesicht, die schöne hohe Stirn, umrahmt von blauschwarzen Haaren, der volle feine Mund und die wunderbar ebenmäßige, kräftige, elastische Gestalt, — solche junge Männer sah man nicht oft.

"Ich bin von Frau Wernike zu Ihnen geschickt worden, um über meine Personalien zu berichten," nahm der junge Mann das Wort.

Herr Hase schien sehr verwundert, den Fremden, der gar nicht Hamburgisch ausah, in einem Dialekt sprechen zu hören, der zwar zeigte, daß der Mann nicht recht geläufig deutsch sprach, jedoch entschieden an das einheimische Idiom anlang.

"Ja, ich pflege diese Formalität gewöhnlich für Frau Wernike zu erfüllen," gab Herr Hase zur Antwort. "Nehmen Sie gefälligst Platz," lud der Herr Kalkulator ein und rückte ein Blatt Papier und Schreibzeug vor dem Fremden zurecht. "Bitte, wollen Sie mir das nicht kurz aufschreiben: Name, Stand, wo geboren, woher und wohin," forderte der diplomatische Herr Hase auf.

Paul Roda ergriß die Feder und schrieb in schnellen Zügen, dann überreichte er das Blatt Herrn Hase.

Dieser sah sehr interessiert hinein. "So, Kunststreiter sind Sie? Ein etwas gefährlicher Beruf," setzte er hinzu, "und in Mexiko geboren und fuhr mit einem Theil der Cirkustruppe zur See von Lissabon nach Hamburg und haben Schiffbruch gelitten? — Höchst merkwürdig!" fuhr der Herr Kalkulator fort. Mit seinen kleinen, feurigen, dunklen Augen schaute er den jungen Mann theilnahmvoll an. "Und wissen Sie nicht, was aus den übrigen Mitgliedern geworden?"

"Nein, mein Herr, darüber bin ich noch völlig in Ungewissheit," gab der junge Mann zur Antwort. "Herr Ferrini, unser Prinzipal, ist mit den Pferden und deren Bedienung auf dem Landweg gestern Abend hier eingetroffen und war entsetzt, von mir unser trauriges Schicksal zu vernahmen. Wir erkundigten uns bei der Hafenbehörde, jedoch von dem Basilio wußte kein Mensch etwas, es lag nur die Meldung vor, daß ein Schiff vor dem Vögelsand gesunken und eine Depesche des Rheiders in Lissabon, ob der Basilio nicht angekommen. Von etwaigen Geretteten war bis heute Mittag keine Nachricht eingetroffen, obwohl an der ganzen Küste bis Holland hin telegraphirt worden. Alle meine Kameraden — es waren zehn tüchtige Künstler — scheinen den Tod in den Wellen gefunden zu haben, dem ich nur durch ein Wunder und durch die Aufopferung eines tapfern Feuerwächters entronnen." So schloß der Kunststreiter wehmüthig seinen Bericht und überreichte Herrn Hase ein Dokument, in welchem die Hamburger Behörde ihm seine Rettung bescheinigte und, da alle seine Papiere bei dem Sinken des Basilio mit seinem Koffer zugleich verloren gegangen, seine Personalien nach den Angaben im Logbuch des Feuerschiffes aufgeführt standen; die Schriftstück war vorläufig die einzige Legitimation, die der junge Mann besaß.

Herr Hase studierte auch das Dokument sorgfältig; plötzlich schaute er erregt auf. "Dem Klas Holtrup verdanken Sie Ihre Rettung?" rief er freudig; "das sieht dem alten Bär ähnlich; ich kenne den Mann gut, das ist noch einer von der alten Garde, ein Herz wie Gold, ein Verstand wie Scheidewasser, Hände wie Schmiedeeisen und den Muth von einem Löwen. Er stand ein Menschenalter im Dienste des alten Wallroden, der hat ihm auch fünftausend Thaler vermacht, — der Mann braucht gar nicht auf dem Feuerschiff Dienste zu thun, aber er hält es am Lande nicht aus," fügte Herr Hase hinzu.

"Wer ist dieser Herr Wallroden? Ich höre seinen Namen jetzt wieder," erkundigte sich der junge Mann. "Der Schiffer Holtrup sprach auch von ihm."

"Ich habe seltsamerweise den Senator nie von Gesicht gesehen. Er starb vor vier Jahren, hinterließ ein großes Vermögen, und man sucht seit dieser Zeit nach dem Erben; dieß Haus hier gehört auch zu der Erbschaft," berichtete der Herr Kalkulator weiter; "und jetzt wollen Sie hier im Cirkus auftreten?" erkundigte sich Herr Hase, eifrig das Blatt studierend, auf welches der junge Mann seine Personalien geschrieben.

"Das hängt davon ab, ob Herr Ferrini eine Truppe zusammenbringen kann," entgegnete der Gefragte; "es wird schwer halten, zehn gute Artisten in der Eile zu bekommen,

und geringe Leute kann ein so gut renommirtes Geschäft nicht brauchen. Der Cirkus Ferrini hat stets auf eine gewisse Vornehmheit gehalten," erklärte Paul Rodea.

Herr Hase sah jetzt den Sprecher sehr genau, sozusagen wissenschaftlich an, dann schob er sein Köpchen in guter Stimmung auf die eine Seite seines Vorstehbaars und wieder auf die andere. "So seien Sie uns willkommen als Hausbewohner, als mein Zimmernachbar," sprach er vergnügt, Paul die Hand reichend. "Ich glaube, daß Sie mit Frau Bernise sich einigen werden; sie ist eine brave Frau, und wer bei ihr unterkommen kann — sie nimmt nicht Zeden — der ist gebergen."

Paul Rodea erhob sich und nahm die dargebotene Hand. "Ich habe es auch nötig, daß Jemand sich meiner annimmt; ich stehe so allein in der Welt, als gehörte ich gar nicht zu ihr," entgegnete er wehmützig ernst. "Das Schicksal hat mich wild umhergestoßen, und Liebe, Treue, Anhänglichkeit und Wohlwollen habe ich bisher wenig erfahren. So werden wir uns in Zukunft öfter sehen," sagte der junge Mann sich verabschiedend.

"Ich hoffe, daß wir gute Nachbarn und Freunde werden," entgegnete Herr Hase theilnahmvolll.

Kaum hatte der Besuch das Zimmer verlassen, so trat Frau Bernise ein. "Nun," forschte sie, "wie hat er bestanden?"

"Sie haben Recht, Frau Bernise," sprach darauf Herr Hase, "das ist der schönste Mensch, den ich je gesehen habe, und der bescheidenste, ein Kind von Gemüth und ein guter Mensch, aber er ist etwas Robleres als ein Kunststreiter, das ist sicher, ein vornehmer Kunde, Frau Bernise. Sehen Sie diese Schriftzüge, sie sind fein, aristokratisch hoch, leicht gebaut, schwungvoll, cavalierartig elegant. Sehen Sie diesen Strich vom H, die D und R, das große A."

"Haben Sie ihn darauf hin nur geprüft?" warf Frau Bernise ziemlich unbefriedigt und ungeduldig ein.

"Nein, Frau Bernise," begütigte der Herr Kalkulator; "vom ersten Moment an, da ich dieß Gesicht erblickte, sagte ich mir, das kann kein schlechter Mensch sein, der ist wahr, redlich und solide."

"Nun, sehen Sie, Herr Kalkulator, das war auch meine Meinung," stimmte lebhaft die Zimmervermieterin zu. "Ja, gut von Herzen und solide, trotzdem er ein Kunststreiter ist, und auch meine Ansicht ist, daß der junge Mann ein ausgeglichenes oder gestobenes Kind sein muß von seinen Eltern. Das bekam ich auch ohne Schriftgelehrsamkeit heraus, nur mit meinen zwei Augen," ließ sie beziehungsweise einfließen. "Ich nehme den Mann, und er soll es bei uns gut haben," entschied Frau Bernise diese große Angelegenheit, und damit war Herr Paul Rodea in der Mietherkolonie der resoluten Wittwe aufgenommen und bezog schon am Abend desselben Tages sein bescheidenes Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Löwenbändigerin Kawa mit ihren Löwen.

Nach einer Momentphotographie.

(Bild S. 13.)

Die Momentphotographie hat die ganze photographische Kunst in eine neue Bahn gelenkt und findet immer mehr Freunde. Wer denkt nicht noch mit geheimem Grausen des Wartestuhls, auf welchem man mit ängstlichem Gesichtsausdruck und steifer Körperhaltung eingepreßt des großen Augenblicks wartete, der nach vielen Kommandos: "Bitte, mehr rechts blicken!" — "Bitte, die linke Hand mehr zurück!" — "Bitte, die Nase etwas höher!" — und so weiter, endlich das gewünschte "So, jetzt, bitte, recht freundlich!" des Photographen brachte und den Gedankten zu minutenlangem, starrer Ruhe zwang, um alsdann ein möglichst unähnliches, weil nicht natürliches Konterfei zu Tage zu fördern. Diese Qualen im photographischen Atelier sind durch die Momentaufnahmen einem freieren, frohlichen Treiben gewichen. Eintreten, niederlegen und im Handumdrehen, ohne die ganze Prozedur nur recht zu ahnen, ein dem Augenblick entlehntes, naturwahrtes Bild des lieben Ich! bekommen, ist bereits in jedem guten photographischen Atelier zur wahren Erleichterung des Konterfeibedürftigen Thatsache geworden. Tag aber nicht nur Menschen, sondern auch Thiere dieser Wohlthat des Augenblicks theilhaftig werden können, hat Herr Boissonas in Genf, ein hervorragender Spezialist auf diesem Gebiete, durch eine Reihe von höchst gelungenen Aufnahmen aus dem Reiche der zahmen und wilden Thiere bewiesen und dadurch dem Künstler wie dem Liebhaber eine Fülle interessanter Materials geboten. Unser Bild zeigt den Augenblick, wo die schöne Thierbändigerin Rouma Kawa im freundschaftlichsten tête-à-tête mit ihren zwei Lieblingslöwen und Pluto, wahren Prachtexemplaren von Löwen, sich befindet und durch ihren Herrscherblick die Könige der Thiere zur devotesten Haltung zu ihren Füßen und zugleich zum freundlichen Schmunzeln zwingt. Von den verschiedenen Augenblicksstellungen, in denen diese edlen Thiere theils mit, theils ohne ihre Herrin aufgenommen wurden, haben wir die vorliegende, als sehr charakteristisch und durch den Stoff hochinteressant, gewählt. Trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, die Raum- und Lichtverhältnisse Aufnahmen von wilden Thieren in ihren Käfigen entgegenstellen, ist es Boissonas — diesem Meister in seinem Fache — gelungen, durchweg scharfe, gut beleuchtete Bilder von außerordentlicher Naturwahrheit herzustellen, wie diese vortreffliche Leistung, die wir hier unseren Lesern in Holzschnittreproduktion vorlegen, dieß beweist. Diese Thierbändigerin steht uns mit einer Unmittelbarkeit vor Augen, daß wir bei der Vorstellung anwesend zu sein, sie mit zu erleben glauben. Der Begriff von Bild, Abbildung ist gänzlich verschwunden vor dieser Szene der uns vor Augen stehenden Wirklichkeit der Natur.



Alte Arbeitsschule für Mädchen.

Zur Verwendung getrockneter Blumen. Eine besonders sinnige und hübsche Beschäftigung der Mädchen ist immer diejenige mit Blumen gewesen. Durch das so beliebt gewordene künstliche Trocknen von Blumen zum Zwecke der verschiedenartigen Ausschmückungen ist diese Beschäftigung neuerdings sehr erweitert worden, und die Mode bietet unseren kleinen Mädchen hier die Hand zur Anfertigung besonders hübscher und sinniger Geburtstagsgeschenke. Frühling und Sommer mit ihrer Fülle von Blumen und Blättern fordern fleißig zum Sammeln auf, und in den Stunden der Muße findet man über ihre Verwendung.

Die einfachste Anordnung selbstgeernteter Blumen ist diejenige auf Briefbogen und auf Geburtstagskarten. Solche Karten, in dafür eingerichtete Briefbeschwerer von Kristall gehoben, erhöhen die Haltbarkeit und den Werth des beabsichtigten Geschenkes. Größere Ansprache an den Geschmack und die Geschäftlichkeit macht die Anordnung von getrockneten Blumen als Bilderrahmen und Lampenschirme. Gerade bei letzteren ist die aufgewendete Mühe aber eine so lohnende, daß wir unseren jugendlichen Leserinnen einen besonders Hinweis dahin geben wollen. Die transparente Beleuchtung dieser in den Seidenschirm hineingefüllten Blumenarrangements erhebt dieselben zu kleinen Kunstwerken von seltener Anmuth und Lieblichkeit. Die für das Einflechten der Blumen bereits präparierten Schirme von Seidenpapier sind in jeder größeren Papierhandlung käuflich. Wo die eigene Phantasie für die zierliche Anordnung nicht ausreicht, gibt es zahlreiche Anregungen auf gedruckten Gratulationskarten und dergleichen.



Die Anwendung künstlicher Blumenpressen bei dem Herrichten der Blumen für ihren Zweck ist keineswegs erforderlich; das Einpressen derselben zwischen alte Druckbücher thut dieselben Dienste. Der geübte Druck muß aber in der größten Wärme und Trockenheit wirken, und man thut gut, die Bücher im Sommer in die Sonne, im Winter in die Nähe des Ofens zu legen. Auch beim Einsammeln schon muß auf die Trockenheit der Pflanzen geachtet werden. Am geeignetsten zum Pressen sind alle leichten, einfachen, zierlichen Blumen, im Frühling hervorprühendes Grün, alle Wald- und Wiesenblumen. Unbrauchbar ist alles Grobe, Schwerfällige und Kompakte unter den Blumen und Blättern.

Spielt für Anaben.

Das Morraispiel. Die beiden Gegner treten einander gegenüber und halten die geschlossene Faust bis zur Gesichtshöhe. Plötzlich strecken beide zu gleicher Zeit eine beliebige Anzahl Finger aus und nennen dabei eine Zahl. Es streckt zum Beispiel der Erste 3 Finger aus und ruft 5; der Zweite zeigt vielleicht 4 Finger und ruft 8. In diesem Falle hat Keiner gewonnen. Es muß die Zahl getroffen werden, welche man erhält, sobald man die Finger beider Spieler zusammenzählt. Rathen zufällig beide Gegner richtig, so gilt der Zug nicht. In obigem Falle hätten sie 7 rathen müssen. Derjenige gewinnt, der die richtige Summe nennt, während sein Gegner zugleich falsch rathet. Hebt also der erste Spieler 4 Finger auf und ruft 6, der zweite hat gleichzeitig 2 Finger gezeigt und 5 oder eine andere Zahl als 6 genannt, so hat der erste gewonnen, der zweite verloren.

Albumblatt.

Der Oelbaum.

Dein Markt ist krank, dein Stamm zersplittert,
Die weiten tiefen Wunden ähnen;
Kaum noch mit morschen Wurzelstrahlen
Dein Fuß den Fels umklammert hält;
Und jeder Windeshauch bedroht
Verhöhnend dich mit Sturz und Tod.

Du aber harrest geduldig aus
Trotz Wunden und trotz Windesbrans,
Die zarte Krone neiget fast
Sich unter ihrer Segenslast,
In allen Zweigen hängt's von schweren,
Scheinlosen, balsamreichen Beeren.
Und aus des Laubes Silberglanz
Weht sich des Friedens holder Kranz.

O heil'ger Oelbaum rausche du
Mein wundgerissenes Herz in Ruh,
O lehre mich noch Liebe spenden,
Wenn schon der Tod mein Markt zernüßt,
Und laß die Krone sich vollenden,
Die friedlich mir die Schläfen kühlt!

aus: "Wintermärchen". Gedichte von A. Feyer.
Oldenburg, A. Schwarz.

Die flandrische Vesper.

Historische Novelle

von

Moritz Lillie.

2.

Der Frühling war in's Land gekommen und hatte den Winter, diesen mürrischen Gesellen, endlich verjagt. Überall grünte und duftete es in der Natur und statt eisiger Schneeflocken wirbelten die Blütenblätter der Bäume auf den saftigen Rasen hernieder, daß die Grashalme sich wie fröhliche Kinder schüttelten und sich leise im Winde beugten, als wollten sie die ankommenden Blüten mit komischer Grandezza begrüßen. Die Vögel oben in dem Gezweig sangen um die Wette und die Amseln und Lerchen gönnten sich nicht einmal während des Fluges Rast, sondern stüßten sich und jubelten in die Lenzespracht hinein. Es war Mai, ein wirklicher, sonniger Mai, kein solcher verdrießlicher Patron, der im Zweifel zu sein scheint, ob er den Winter oder den Frühling als regierenden Herrn anerkennen solle. Die Thier- und Pflanzenwelt war zu neuem, frohem Leben erwacht und tummelte und sonnte sich im warmen Scheine des segenspendenden Tagesgestirns, das seine Strahlen mit gleicher Liebe auf die im bräutlichen Schmucke prangende Natur, wie auf die habende, grollende Menschenwelt herablandte.

An dem massiven, hochgezielten Gahaus mit den seltsam verschörfelten Verzierungen, welches unweit des Prinzenhofes, des Palastes der Grafen von Flandern, stand, zog sich ein geräumiger Garten hin, der die ganze Breite des Gebäudes einnahm und sich weit hinaus bis zu einer Wiese erstreckte, von welcher er durch eine hübsche Schwarzbornhecke getrennt war. Das Haus war das Besitzthum Peter Koning's, des reichen Tuchmachers, der sich hier, in dieser bevorzugten Gegend der Stadt, dieses Grundstück erworben hatte. Das Vorderhaus diente zur Wohnung und als Waarenniederlage und große Vorräthe feinsten und kostbaren Tuches waren hier aufgespeichert. In dem langgestreckten Seitengebäude befanden sich die Arbeitsräume, in denen die Webstühle aufgeschlagen waren; hier schafften an Werktagen emsig die zahlreichen Tuchknappen, die Färber und Spuler, unter Leitung von Koning's erfahrenem Werkmeister Wilibald und der Oberaufsicht ihres intelligenten und thatkräftigen Arbeitgebers. Diesem Hause gegenüber, die andere Seite des umfangreichen Hofes begrenzend, stand ein drittes Gebäude, welches als Magazin für die Rohprodukte, Wolle, Farbstoffe und Brennmaterial, sowie als Färbereianlage diente, und die vierte Seite endlich ward durch einen zierlichen Holzzaun abgeschlossen, welcher den Einblick in den wohlgepflegten Garten gestattete.

Hier herrschte während der Arbeitszeit das ganze geschäftsvolle Scheinbare Durcheinander eines lebhaften Geschäftsbetriebes und besonders zur Zeit der beiden Messen, im Frühjahr und im Herbst, drängten sich im Gehöfte Koning's die Kunden, welche oft aus weiter Ferne herbeikamen, um die berühmten Tuche dieses Meisters zu kaufen. Seit die Franzosen im Lande waren, hatte sich freilich der Absatz bedeutend vermindert, die Geschäfte lagen darnieder und die auswärtigen Käufer blieben aus; aber Peter Koning hatte keinen einzigen seiner Arbeiter entlassen, ihnen keinen Pfennig am Lohn gekürzt; deshalb trugen sie ihn aber auch auf den Händen und bei der ganzen Jmmung, bei Meister, Gesellen und Lehrlingen, wie in der gesamten Bürgerchaft, war Koning hochbeliebt und geehrt.

Heute aber war es still in den Werkstätten, denn es war Sonntag. Von der Kathedrale Sancti Salvator tönte ernst und feierlich das Geläute der Glocken über die schweigende Stadt und lud die Gläubigen zum Nachmittagsgottesdienste ein, und rings von den übrigen Kirchen allen, der

Liebfrauenkirche mit ihrem schlanken Thurm und der wunderthätigen Statue der heiligen Jungfrau, der gothischen Jerusalemkirche mit der Nachbildung des heiligen Grabes, der gemäldereichen Sanct Annenkirche, der zierlichen Kapelle zum heiligen Blut und wie die Gotteshäuser sonst noch alle heißen mögen, rings von diesen Kirchen allen mischten sich die Klänge der übrigen Glocken darein und verschmolzen zu einem harmonischen Akkord, der weisevoll über die blühende Natur dahingeg. Im Sonntagsstaate wanderten die Bewohner durch die Straßen den Tempeln zu, um Gottes Wort zu vernehmen und Trost und Beruhigung in dieser schweren Zeit zu finden; ernste Männer, ehrbare Frauen und sittsame Jungfrauen, fein züchtig die Augen niederschlagend, wie es die Sitte verlangte, schritten dahin und verschwanden in den hohen Thorbögen der Kirchen, aus denen wie ferner Sphärenklang die Töne der Orgel hervorkrauschten.

Auch Peter Koning war mit seiner Gattin nach Sanct Salvator gewandert, während ihr Töchterlein Gertrud das Haus hüten mußte. Sie hatte den Frühgottesdienst besucht, denn nach altem Brauche mußte stets wenigstens ein Glied der Familie dem Rufe der Kirchenglocken folgen. Vorn im Hause schaltete Hanna, die alte, treue Magd, die Hausthüre war verschlossen und das junge Mädchen konnte daher unbesorgt ihr Lieblingsplätzchen im Garten aufsuchen und den süßen Träumen nachhängen, die das Herz einer achtzehnjährigen Jungfrau bewegen, während die feinen weißen Hände Stich an Stich zu einer kunstvollen Sticerei aneinander fügten.

Es war eine kleine, dichtbewachsene Laube, in welcher Gertrud Platz genommen hatte. Der Jasmin, welcher dieselbe umrankte, begann zu blühen und erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, mit den zarten, maigrünen Blättern spielte der Sonnenschein und die Strahlen kuschelten neckisch



Kontradmiral Anorr,
Kommodore des deutschen westafrikanischen Geschwaders. (S. 19.)

durch die duftigen Zweige und küssen mit den Blütenknospen, daß diese sich ihnen freundlich zuneigten und vor Freude noch einmal so hell erglänzten. Und zuweilen schwärmte ein bunter Falter herein und umgaukelte die schöne Träumerin wie ein vornehmer Kavalier, der sich mit zudringlicher Süßlichkeit dem sittamen Bürgermädchen naht.

Und schön wie der herrliche Maientag, der sie umgab, war diese jugendliche Träumerin in der That. Goldblond floß das Haar vom Haupt auf den Nacken und Rücken herab und quoll unter dem blauen Sammethäubchen, das den Scheitel bedeckte, hervor. Blau wie die Vergißmeinnicht, die draußen am Wiesenbache blühten, waren auch die Augen des Mädchens; tief und seelenvoll, aber mit dem Ausdruck der Sanftmuth und Herzengüte. Und dieser Grundzug ihres Charakters prägte sich auch in ihrer ganzen lieblichen Erscheinung aus, die durch die stille Heiterkeit, welche in ihr lag, nur noch sympathischer berührte. Jeder Zug ihres Antlitzes, jede Linie ihrer Gestalt war von wunderbarem Ebenmaß und vollendeten Formen, jede Bewegung zeigte jene natürliche Grazie, die nur im Vereine mit der Schönheit zu höchster Entwicklung zu gelangen vermag. Wie sie so da saß in der goldiggrün schimmernden Laube, glückte sie einem Madonnenbilde, um welches der Sonnenschein den Strahlenimbus wob.

Da wurden auf dem Wege zu Gertrud's Lieblingsplatz feste, elastische Männertritte hörbar, gleich darauf theilten sich die Jasminzweige und ein junger Mann betrat die Laube. Einige Augenblicke blieb er wie gebannt am Eingange stehen, das Bild, welches sich ihm bot, erschien ihm wie eine überirdische Erscheinung, die er durch sein Nähertreten zu zerstören fürchtete. Aber das Mädchen kam ihm zuvor; sie erhob sich und trat ihm entgegen, sahte seine Hand und sank erröthend an seine Brust.



Höringsfang auf Rügen. Originalzeichnung von E. Heyn. (S. 19.)



Ludwig XVI. und Marie Antoinette mit ihren Kindern während des Sturmes auf Schloß Versailles. Gemälde von G. Teniers. (S. 23.)
 Nach einer Photographie von H. Gauspögl in München.

Der Jüngling hauchte einen Kuß auf die Stirne der Geliebten, dann zog er sie neben sich auf den Sitz nieder. „Du warst heute früh in der Kirche, Gertrud?“ sagte er, ihre Rechte zwischen seine beiden Hände nehmend.

Das Mädchen nickte.

„Du kennst unsere Hausregel, Willibald, nach welcher wenigstens ein Mitglied der Familie den Gottesdienst besuchen muß,“ erwiderte sie. „Schon die Großeltern pflegten diese schöne Sitte und sie wird von uns gewahrt wie ein theures Vermächtniß.“

„Gewiß ist der Brauch sehr lobenswerth und ich selbst möchte ihn einst in meinem Hause einführen,“ meinte Willibald; „aber in jetziger unruhiger Zeit wäre es mir lieber, Gertrud, wenn Du nicht so oft nach Sanct Salvator gingst!“

Das Mädchen schaute dem Werkführer ihres Vaters verwundert ins Gesicht.

„Und warum, Willibald?“ fragte sie im Tone ungeheuchelten Erstaunens.

„Warum, Gertrud?“ versetzte Jener, den Blick verlegen zu Boden senkend; „nun, weil ich nicht will, daß Du Dich so oft zeigst und die Aufmerksamkeit der Franzosen erregst, dieser lockeren, anmaßenden Menschen, die hier ganz nach Belieben schalten und walten zu dürfen glauben.“

Ein klares, herzliches Lachen erscholl von den Lippen der Jungfrau. Es klang so heiter und unbefangen, daß sich auch die Züge des jungen Mannes aufzuheben begannen, die sich bei der Erinnerung an die verhassten Franzosen verdunkelt hatten.

„Also ein wenig Eifersucht!“ rief Gertrud fröhlich aus und dem Ton ihrer Worte war die innere Befriedigung anzuhören, die sie über Willibald's Besorgniß empfand. Keine Liebe ohne Eifersucht, — dieses Wort hat Gültigkeit gehabt, seit das Gefühl der Liebe die Menschenbrust bewegt.

„Du scherzest so heiter darüber, aber mir ist sehr ernst zu Muthe!“ versicherte der junge Mann. „Die Franzosen sind — Gott sei's geklagt — die Gewaltthäter in Brügge und ganz Flandern und ihnen ist nichts heilig. Willst Du Dich der Gefahr aussetzen, von ihnen beleidigt zu werden?“

„Aber Willibald —“ entgegnete das Mädchen, jetzt auch ernst werdend, „hast Du keine bessere Meinung von mir, als daß ich den Feinden unseres Vaterlandes auch nur einen Blick schenken sollte? Niemand wird es wagen, mich zu beleidigen, ich würde gewiß Hülfe und Beistand finden!“

„Gewiß, gewiß, Gertrud!“ fiel Jener eifrig ein, „man würde Dich beschützen, und sollte sich ganz Brügge zu diesem Zwecke vereinigen. Aber was wäre damit gewonnen? Die einmal ausgesprochene Beschimpfung ist nicht ungeschehen zu machen, und Gewalt gegen diese Eindringlinge anzuwenden, würde für unsere Stadt die traurigsten Folgen haben. Darum bitte ich Dich noch einmal, Gertrud: gib ihnen keine Gelegenheit, Dich zu sehen, Du ersparst mir damit eine große Sorge.“

„Du kennst unsere Hausregel —“

„D, die braucht nicht verletzt zu werden,“ unterbrach Willibald, „Deine Eltern können ja abwechseln und — ich selbst bin gern bereit, mit einzutreten, ich darf mich doch auch wohl als zur Familie gehörig betrachten!“

Er sagte diese letzten Worte leise, als fürchte er, damit eine zu kühne Behauptung auszusprechen. Aber der warme Druck von Gertrud's weicher Hand gab ihm die Bestätigung der von ihm beanspruchten Eigenschaft.

„Wäre es doch erst so weit, daß ich Dich ganz mein nennen könnte,“ fuhr er, wärmer werdend, fort, „aber bis dahin wird die Sonne noch manch' liebes Mal ihren Kreislauf am Himmel vollenden. Dein Vater will in dieser schweren Zeit von unserer Verheirathung nichts wissen, unsere nächste Aufgabe, sagt er, müßte darin bestehen, die Franzosen zu verjagen und unsern gefangenen Grafen Beit wieder in seine Rechte einzusetzen. Das sei das edelste und höchste Ziel jedes wahren Patrioten, und ein solcher müßte jeder flandrische Bürger sein.“

„Und auch Du wirst hiervon keine Ausnahme machen, Willibald, ich weiß es!“ warf das junge Mädchen ein.

„Gewiß nicht, Gertrud; Du müßtest mich hassen, wenn mir das Schicksal unseres Vaterlandes gleichgültig wäre!“ versetzte der Werkführer rasch. „Aber kann ich nicht ein ebenso guter Patriot sein, wenn ich verheirathet bin, muß Dein Vater diese harte Bedingung an unsere Verbindung knüpfen?“

„Mein Vater schätzt Dich, sonst würde er Dich nicht zu seinem ersten Beamten und Stellvertreter gemacht, noch weniger unsere Liebe begünstigt haben,“ sagte Gertrud in begütigendem Tone, denn aus den Worten Willibald's klang es wie ein Vorwurf heraus. „Aber Du kennst seine aufopfernde Vaterlandsliebe, sein warmes Herz, das im Bewußtsein der Leiden seiner Mitbürger blutet. Könnte er ein solches Familienfest mit begeben helfen, wo unser armes Flandern unter dem Joch der frechen Eroberer schmachtet? Niemals, Willibald, und auch ich würde keine rechte Herzensfreude haben können, säße ich ringsumher die traurigen, niedergeschlagenen Gesichter, blühte ich in die öden, menschenleeren, einst so belebten Straßen, hörte ich die Flüche und rohen Scherze der fremden Landoknechte und die Seufzer der geknechteten Bürger.“

Eine hohe Röthe flammte in dem Antlitz des schönen Mädchens auf, in patriotischer Begeisterung leuchteten ihre Augen und ihre Hände preszten die des Geliebten, als wolle sie seinen Muth beleben und ihn zum Kampfe gegen die verhassten Feinde anspornen.

Und auch in Willibald's Brust regte sich jetzt stärker als je der Grimm gegen die Franzosen, die allein schuld waren, daß er seine Gertrud noch nicht zum Altar führen durfte. Unwillkürlich ballten sich seine Hände in stiller Wuth und tief im Innern gelobte er sich, zur Befreiung des Vaterlandes zu werben und zu kämpfen und nicht eher zu ruhen, als bis der letzte der fremden Söldlinge den Boden Flanderns verlassen.

Gertrud ahnte, was in ihm vorging, aber sie schwieg. Nur das herrliche blaue Auge ruhte mit dem Ausdrucke inniger Liebe auf dem Antlitz des stattlichen jungen Mannes, um dessen Besitz, sie wußte es, die schönsten Bürgermädchen von Brügge sie beneideten. Dann strich sie ihm durch die weichen braunen Locken und lehnte ihr Gesicht an seine Wange; die Gedanken an Kampf und Blut wichen aus der Brust des Jünglings und das Glück der Liebe mit seinen Wonnen, seinen süßen Schauern, zog in sie ein.

Wie sie kusten und flüsternten in seligem Selbstvergehen — nur der Zaunkönig sah es, der durch die Laubnacht schlüpfte und seine hellen Augen neugierig auf das junge, schöne Paar richtete. Dann huschte auch er geräuschlos davon nach seinem trauten Nestchen, in welchem seine Frau Geliebte saß, der er von den glücklich Liebenden erzählte.

3.

In dem weiten gothischen Rathhause zu Brügge herrschte buntbewegtes Leben. Das Klingen der Gläser hallte von dem Gefäße der Decke wieder, durch die mit kunstvollen Glasmalereien verzierten Fenster fielen bunte Lichtstreifen in den gewaltigen Raum, in welchem an langen Tafeln die Redenden, Herren und Damen in buntem Gemisch, saßen. Der Statthalter, Graf Dunois, hatte dem Magistrat von Brügge befohlen, zu Ehren des Geburtstages Philipp's des Schönen, Königs von Frankreich, ein großes Gastmahl auszurichten und sich nebst seinen Offizieren und Hofbeamten dazu angemeldet. Der Bürgerschaft war es freigestellt, sich an dem Festmahl zu betheiligen, der Stellvertreter des Königs hatte aber ziemlich deutlich durchblicken lassen, daß er an der Betheiligung erkennen werde, wer Freund und wer Gegner des neuen Regiments sei, und sich als Letzteren zu erklären, war in dieser bösen Zeit gefährlich. Darum waren die reichen Kauf- und Handels Herren der Stadt auch vollständig erschienen, darum fehlte auch keiner der angesehenen und wohlhabenden Jungmänner mit ihren Frauen und Töchtern, denn daß diese mitgebracht werden mußten, war ausdrücklicher Befehl des Statthalters.

Dieser saß in großer Uniform unter einer Art Baldachin auf dem Ehrenplatze an der Tafel, neben ihm, mit goldener Amtsfette angethan, Johann van Nuisberg, Bürgermeister von Brügge, mit seiner Gemahlin. Die Rathsherren waren an verschiedenen Plätzen der Tafel vertheilt, um dort die Honneurs zu machen und als Vertreter der Stadt die Gäste zu bewirthen und zu unterhalten. Dem Statthalter gegenüber saß Peter Koning mit seiner Tochter; die Mutter hatte es vorgezogen, in ihrer stillen Häuslichkeit zu bleiben, der Tuchmacher wagte es aber nicht, auch ohne Tochter zu erscheinen und auf diese Weise dem Befehle entgegen zu handeln. Er selbst folgte ebenfalls nur dem Gebote der Klugheit, wenn er an dem Mahle theilnahm; es kostete ihm große Ueberwindung, auf das Wohl des französischen Königs mit anzustoßen, des verhassten Unterdrückers seines unglücklichen Vaterlandes. Man hatte ihm als einem der angesehensten und einflussreichsten Bürger diesen Platz angewiesen und zwar ganz gegen seinen Willen, und so gern er ihn auch mit einem andern vertauscht hätte, so war dieß doch jetzt völlig unthunlich.

Gertrud aber erregte Aufsehen und Jeder sprach ihr im Stillen den Preis der Schönheit zu. Als sie am Arme ihres Vaters den Saal betrat, ging ein Gemurmel der Bewunderung durch die Versammlung und Aller Augen hingen entzückt an der herrlichen Gestalt, welche in ihrer Bescheidenheit diese stumme Huldigung nicht einmal verstand. Das violette Sammetkleid, welches die ebenmäßige Figur umschloß, harmonirte vortrefflich mit dem weißen Leint der Haut und dem Goldblond der Locken und der kostbare Kragen aus Brüsseler Spitzen, welcher sich um Hals und Nacken legte, zeugte von der Wohlhabenheit der Trägerin.

Graf Dunois hatte sich im Laufe des Gesprächs mehrfach an Koning gewandt und dieser sich mit gewohntem Freimuth ausgesprochen. Der Statthalter behandelte den Patrioten mit unverkennbarer Auszeichnung, in der nicht mißzuverstehenden Absicht, sich ihm geneigt und seinen Einfluß den Zwecken der Franzosen dienstbar zu machen. Aber der Tuchmacher bekannte sich ohne Scheu als Anhänger des gefangenen Grafen Beit von Flandern und sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, denselben bald wieder in seine Staaten einrücken zu sehen.

„Was habt ihr unzufriedenen Bürger denn fortwährend zu klagen und zu jammern?“ fragte der Statthalter ziemlich unmutig, indem er das Gespräch, dem Koning vergebens eine andere Wendung zu geben versucht hatte, wieder aufnahm. „Müßt ihr euch unter einer starken Regierung, wie die des Königs von Frankreich, nicht sicherer und also auch glücklicher fühlen, als unter der unbedeutenden neunzadigen Grafenkrone, die bisher euren Schutz und Schirm bildete? Was wollt ihr Krämervolk noch von uns, die wir euch auf jede Weise entgegengekommen sind?“

„Es ist hier nicht der Ort, Herr, über solche Dinge zu sprechen,“ versetzte Peter Koning, „aber da Ihr zu wissen

wünscht, welcher Art die Beschwerden des flandrischen Volkes sind, so erlaubt mir ein freies Manneswort. Einen Theil dieser Beschwerden haben Euch vor einigen Wochen die Aeltesten der Tuchmacherinnung vorgetragen; auch ich würde dabei gewesen sein, wenn nicht diese Wunde an der Wange, welche, wie Ihr seht, noch nicht ganz vernarbt ist, mich daran gehindert hätte. Ihr habt die Deputation abgewiesen, Herr, ihre Bitten für nicht erfüllbar erklärt, und doch ist das, was wir verlangen, weit weniger, als was wir bereits in unseren Privilegien seit mehr als einem Jahrhundert besaßen.“

„Immer diese Privilegien!“ rief der Statthalter, den Pokal ziemlich unsanft auf den Tisch stoßend, „ich will keine Privilegien, keine Bevorzugung des einen Standes zum Nachtheile eines andern! Werft Euch das endlich einmal und behelligt mich nicht wieder mit solchen Dingen, ich würde mich sonst genöthigt sehen, an den Unzufriedenen zum abschreckenden Beispiele für die Gesinnungsgenossen ein sehr ernsthaftes Exempel zu statuiren. Was weiter?“

„Die französischen Einnehmer bedrücken das Volk bis auf's Blut und gehen in der strengsten und rücksichtslosesten Weise vor —“

„Sie sollen streng und rücksichtslos sein, Milde wäre Schwäche!“ erwiderte Graf Dunois heftig.

„Auch der stärkste Bogen bricht, Herr, wenn man ihn zu straff spannt,“ sagte Koning ruhig. „Aber ich sehe, Ihr erbißt Euch, Herr, laßt uns von etwas Anderem sprechen.“

„Nichts, nichts da!“ fiel der Statthalter rasch ein, „ich will wissen, wie man in der Bürgerschaft über uns denkt, und wie mir scheint, bin ich da an den rechten Mann gekommen, Ihr nehmt Euch bei Gott kein Blatt vor den Mund.“

„Wenn Ihr mich fragt, Herr, muß ich in aller Ehrerbietung die Wahrheit sagen, sonst würde ich Euch täuschen und Ihr erföhret vielleicht niemals, was uns bedrückt,“ erklärte Jener. „Die Abgaben sind nachgerade unerschwinglich geworden und immer sinnit die Regierung auf neue Steuern, trotzdem Handel und Wandel darniederliegen und der Verdienst fast ganz aufgehört hat; Eure Söldlinge mißachten das Hausrecht, dringen in unsere Wohnungen ein und mißhandeln die Bürger und ihre Frauen und Töchter, ja, sie scheuen sich sogar nicht, friedlich heimkehrende Männer auf der Straße anzufallen und mit den Waffen auf sie einzuhauen.“

„Ihr lügt, Patron!“ schrie der Statthalter, den Pokal mit einem Zuge leerend; „das ist die Art von Wegelagerern nicht die ehrlicher Landoknechte!“

„Ich lüge nicht, Herr, das mag bei den Franzosen Sitte sein, mir ist dieses Laster fremd,“ versetzte Koning fest und mit Würde. „Wenn Ihr Beweise wünscht, so schaut her: hier diese Wunde rührt von einer französischen Hellebarde her, die in finsterner Nacht einer Eurer Söldlinge mir in die Wange schlug.“

„In finsterner Nacht, sagt Ihr?“ zischte Graf Dunois zwischen den Zähnen hervor, „was habt Ihr in finsterner Nacht auf der Straße zu thun?“

Sein Blick ruhte lauernd auf Peter Koning, der ihm aber ruhig und fest in's Auge schaute. Dann sagte er:

„Ich bin Obermeister der Tuchmacherinnung und habe die Versammlungen zu leiten, wenn wir uns zusammenfinden, um über Zustangelegenheiten zu berathen. Dabei pflegt es zuweilen etwas spät zu werden, besonders wenn es sich um wichtige Dinge handelt.“

„Solche wichtige Dinge sind wohl auch die Berathung der Mittel und Wege, wie man die Franzosen, die rechtmäßigen Herren Flanderns, zum Lande hinaustreibt?“ forschte der Statthalter mit leiser Stimme, die aber vor innerer Erregung zitterte.

„Um Gewalt zu brauchen, dazu sind wir nicht stark genug, und Niemand in ganz Brügge denkt daran, unnützes Blutvergießen hervorzurufen,“ erklärte der Meister. „Aber daß es für ganz Flandern einen hohen Festtag geben wird, wenn der letzte Franzose über die Grenze marschirt, das, Herr, werden Sie mir gewiß glauben, ohne mich abermals der Lüge zu zeihen!“

„Es ist gut, Koning, was Ihr heute mir geoffenbart habt, wird Euch unvergessen sein und gelegentlich mit in Anrechnung gebracht werden,“ sagte Dunois mit eisiger Kälte, indem er sich in seinen Sessel zurücklehnte. „Das aber ist mir heute klar geworden, daß Ihr ein gefährlicher Mensch seid, auf den man ein wachsameres Auge wird haben müssen, weil er Unzufriedenheit erregt und Zwietracht sät. Hütet Euch, Meister Tuchmacher!“

„Ich diene meinem Vaterlande, wie Ihr dem Euren,“ entgegnete Jener; „wer mir daraus ein Verbrechen macht, begehrt selbst eins!“

Der Statthalter hatte sich erhoben und damit das Zeichen gegeben, daß die Tafel zu Ende sei. Gertrud war leichenblau geworden.

„Was hast Du gethan, Vater?“ jammerte sie; „das nimmt gewiß ein schlimmes Ende!“

„Ich habe gethan, was jeder ehrliche Bürger thun würde,“ versetzte Jener gelassen; „der Statthalter soll wissen, wie seine Kreaturen in unserem Lande haufen. Noch wäre es Zeit, umzukehren, durch Milde und Gerechtigkeit die erregten Gemüther zu beschwichtigen, und darum habe ich ihn warnen, ihm einen Einblick in die herrschende Stimmung gewähren wollen. Kommt Graf Dunois zur Einsicht, erfüllt er die gerechten Wünsche der Bürger-

schaft, so ist es möglich, daß das Neueste abgewendet wird, andernfalls freilich —

Er vollendete nicht, denn der Statthalter, gefolgt von einer Anzahl höherer Offiziere, machte einen Rundgang durch den Saal und nahm jetzt der Gde, in welche sich Koning mit seiner Tochter zurückgezogen hatte. In seiner Nähe hatten einige Rathsherren Platz genommen, mit welchen sich der Meister bald in lebhaftem Gespräch befand.

Da trat Graf Dunois heran; Alle erhoben sich. Er lachte munter fast überlaut und schien überhaupt außerordentlich heiter zu sein; offenbar hatte der Wein seine Wirkung gethan.

Als er Koning's ansichtig wurde, versunkerten sich seine Züge, aber er kehrte sich von ihm ab und wandte sich dem jungen Mädchen zu.

„Nun, Jüngchen,“ sagte er, Gertrud unter das Kinn fassend, „Euch sind gewiß die schmutzigen Franzosen lieber als die bläulichen Holländer, nicht wahr?“

Das Mädchen schleuderte entrüstet die Hand des Statthalters zurück, während eine tiefdunkle Röthe ihr Antlitz überzog.

„Na, na, Kind — brauchst nicht zu erröthen, es macht Deinem Gesichte nur Ehre, wenn Dir meine Landleute gefallen!“ fuhr der Statthalter mit widerlicher Freundschaft fort. „Aber gedulde Dich, so ein feines Jüngchen wie Du soll keinen solchen flandrischen Stier heirathen; ich werde Dir unter meinen Offizieren einen passenden Mann ausfinden.“

Er versuchte Gertrud um die Taille zu fassen und an sich zu ziehen, aber diese entwand sich dem Zudringlichen und floh zu ihrem Vater.

„Was untersteht Ihr Euch, Herr!“ rief Peter Koning jetzt zornig aus, indem er an Dunois herantrat und ihm furend den Blick in's Antlitz schaute. „Dieses Mädchen ist meine Tochter, die Tochter eines Bürgers von Brügge, der sie vor frechen Beleidigungen zu schützen wissen wird.“

„Eines Bürgers von Brügge — ganz recht, damit ist Alles gesagt!“ höhnte der Statthalter, während einige Offiziere aus der Begleitung desselben an den Tuchmacher herantraten und ihn am Arme packten.

„Laß los, Leute, kein unnützes Aufsehen!“ befahl der Statthalter leise, „nicht hier, der entgeht uns doch nicht.“ Und sich abermals an Gertrud wendend, rief er dieser mit lauter Stimme zu: „Also es bleibt dabei, mein Töchterchen, Du wirst eine Franzosenbraut. Sobald ich erst den vorlauten Tuchmacher hier dahin habe, wohin er gehört, an den Galgen, nehme ich Dich in meinen Schutz. Du kommst dann zu mir auf's Schloß und hilfst mir die Zeit vertreiben, bis ich eine passende Partie für Dich gefunden habe!“

Er wandte sich und trat mit seinem Gefolge zu einer andern Gruppe, dort seine aufdringlichen Scherze erneuernd, während Gertrud in einen Sessel gesunken war und trampfhaft schluchzte.

„Verhüte Dich, Kind, der Bube soll Dir kein Haar krümmen!“ sagte Koning zu seiner Tochter, die ihn stürmisch umhüllte und den Kopf an seiner Brust barg.

„Laß uns gehen!“ bat sie, „ich vermag nicht länger hier zu weilen.“

„Gewiß verlassen wir diesen Ort, sobald Du etwas gefasster bist,“ entgegnete ihr Vater, „oder gehen wir gleich?“

„Ich bitte Dich, gleich, mir brennt der Boden unter den Füßen!“ drängte Gertrud, indem sie sich an den Arm ihres Vaters hing und mit ihm dem Ausgange zuschritt.

Alles machte dem Patriarchen und seiner schönen Tochter ehrerbietig Platz und selbst die französischen Gäste wichen einen Schritt zurück. Der Schönheit und Unschuld bringt selbst der ungebildete Barbar unwillkürlich den Tribut stiller Verehrung dar.

Am nächsten Morgen durchlief die Stadt das Gerücht, Peter Koning sei noch in der Nacht von französischen Landknechten aus dem Bette geholt und verhaftet worden. Der Obermeister sei der Aufreizung zum Widerstande gegen die Staatsgewalt, der Erregung von Unzufriedenheit und der Beleidigung des Statthalters angeklagt und in einen der mit dem Schlosse in Verbindung stehenden Kerker geworfen worden.

Das Gerücht beruhte in allen seinen Theilen auf Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Contreadmiral Knorr,

Kommodore unseres westafrikanischen Geschwaders.

(Portrait S. 16.)

Bei den schwierigen und komplizierten Verhältnissen unseres jüngst erstandenen Kolonialreiches war die Gründung einer Flottille, die unsere Landleute in Westafrika unterstütze, schätze und die Macht des Deutschen Reichs fühlbar zum Ausdruck bringen konnte, ein unabwiesbares Bedürfnis. Den Beweis davon lieferte die kürzlich in Kamerun nötig gewordene Anwendung der Waffengewalt gegen aufbegehrende Schwarze. So wurde denn vor einem halben Jahre etwa aus den wehrfähigsten Kreuzern der deutschen Kriegsmarine ein westafrikanisches Geschwader gebildet, das nun den Schutzdienst im Interesse des Deutschen Reichs an den Gestaden im Westen des äquatorialen Afrika ausübt und zwar die in einer Art, so energisch, klug, vorsichtig und gewandt, daß wir uns dazu nur Glück wünschen können.

Zusammengesetzt ist das Geschwader aus den beiden gedeckten

Korvetten „Bismarck“ und „Gneisenau“ und den beiden Gattendestorvetten „Olga“ und „Ariadne“. Die beiden ersten führen je 16, die letzteren 10, respektive 8 Geschütze. Vermannt sind die gedeckten Korvetten mit je 404 Mann; die Olga hat eine Besatzung von 267 Mann, die Ariadne von 238 Mann. Dem Geschwader folgte später der von der Marineverwaltung gecharterte Aviso „Adler“ des Norddeutschen Lloyd nach, um denselben Kohlen und Schiffsbedarf zuzuführen, zugleich soll er als Lazarethschiff dienen. Er nahm zu diesem Zweck einige Offiziere und Aerzte, sowie 10 Mann an Bord. Die gesamte Stärke des Geschwaders wird sich somit auf circa 1330 Köpfe belaufen. Die Ausrüstung der Schiffe, wie auch besonders die der Mannschaft, ist mit besonderer Sorgfalt und Rücksicht auf einen beschwerlichen Dienst im tropischen Klima erfolgt. Bei der Auswahl der letzteren wurden nur Leute von kräftiger Konstitution und Gesundheit zugelassen, und das Augenmerk auf vierjährig freiwillige Matrosen gerichtet, von denen anzunehmen, daß sie dem seemannischen Beruf mit Lust und Liebe ergeben sind. Da die Verhältnisse es mit sich bringen können, daß die Besatzungen auch zu Landexpeditionen verwendet werden, so sind sie, außer mit wollenen Bekleidungen, auch mit leichten Strohhüten, leinenen Radenschirmen, Anzügen von Segeltuch, Schlafsäcken und leichten Tornistern ausgestattet worden. Die Waffe ist der Wasserkanonen. Die Schiffe haben ferner große Vorräthe an Konerven, Arzneimitteln, Feldapotheken, Zelten, Desinfektionsmitteln an Bord genommen, ebenso Ventilatorapparate neuester Erfindung und Eismaschinen, die innerhalb von zwei Stunden 15, respektive 7½ Kilo Eis erzeugen. Die Führung des Geschwaders ist einem Kommodore, der den Kommandorenkinder auf der Korvette Bismarck befehligt hat, übertragen. Außerdem zu dieser Stellung wurde der Contreadmiral Knorr, ein Offizier, der mit hervorragend seemannisch-praktischem Geschick auch ein umfassendes theoretisches Wissen verbindet. Derselbe gehört seit dem Jahre 1854 der Marine an, in welcher er sich als Kommandant des Kanonenbootes „Meteor“ in Westindien während des Kriegsjahrs 1870 zuerst auszeichnete. Vom Jahre 1872 an wurde Admiral Knorr in vielfältiger Thätigkeit verwendet. Zunächst nahm er einige Jahre Theil an den Arbeiten des hydrographischen Amtes zu Berlin; während der Jahre 1874/77 befehligte er, zwischen zum Korvettenkapitän aufgerückt, die Korvette „Dortha“ auf einer Weltreise, die eben sowohl den Interessen der Politik und des Handels, als den Zwecken der Wissenschaft diente und gelegentlich der namentlich eine genauere Rekonstruktion derjenigen Theile des Südpolarkontinents vorgenommen wurde, in welchem deutsche Ansiedler und deren Geschäftsagenten Verbindungen angeknüpft und sich ein kaufmännisches Wirkungsfeld erschlossen hatten. Bald nach der Rückkehr erhielt Kapitän Knorr seine Ernennung zum Oberwerftdirektor in Wilhelmshaven und verließ in dieser vorwiegend administrativen Thätigkeit bis zum Jahre 1881, während dieser Zeit seine besondere Aufmerksamkeit den wichtigen und komplizierten Fragen des Schiffbaus und der Schiffsausrüstung, sowie der Technik des gesamten nautischen Apparats zuwenden. Als im Jahre 1881 die Stelle des Chefs des Stabes der Admiralität vacant war, wurde Knorr nach Berlin berufen. Von diesem Posten aus, auf dem er im August 1883 zum Contreadmiral ernannt wurde, hat er den Oberbefehl über das zu einer so wichtigen Mission berufene Geschwader übernommen.

Die Staatsschuldenskasse in Wien.

Von

Baldwin Groller.

(Bild S. 20.)

Es mag ja von Zeit zu Zeit recht nützlich und vom pädagogischen Standpunkt aus empfehlenswerth sein, sich in der Betrachtung des schändlichen Wammons zu üben, aber man soll dann nur nicht die Idee haben, sich Räumlichkeiten wie die der k. k. Staatsschuldenskasse zum Schauplatz seiner Übungen zu wählen. Das wäre entschieden keine ganz glückliche Wahl. Man kommt sich da, wenn man nicht zufällig eine kleine Million bei sich hat, furchtbar unnützlich und überflüssig auf der Welt vor. Das ist der Palast Sr. Majestät des Geldes, und bisher hat sich noch jede Majestät Respekt zu verschaffen gewußt, und nun gar eist das Geld! Da tragen zwei Diener unter dem Arm und auf der Schulter einige Päckchen an uns vorbei; es sind nur harmlose zwei Millionen Gulden, aber man fühlt sich doch, trotz aller philosophischen Beringung der irdischen Güter, versucht, hochachtungsvoll und ergebenst den Hut zu ziehen und sich zu entschuldigen, daß man in seiner tief und aufrichtig empfundenen Miferikordie es unterlassen habe, in schwarzem Frack und weißer Kravatte zu erscheinen. Mein Gott, zwei Millionen, es ist ja nicht viel, aber es ist doch schon etwas, und ich wüßte manch' einer Mutter Sohn zu nennen, dem man damit eine recht sinnige Ueberraschung bereiten könnte. Man wird beinahe von einem Gefühl des ehrfürchtigen Staunens erfüllt, wenn man sich auf Schritt und Tritt in Acht nehmen muß, daß man nicht mit einer Million korambolire, man ist etwas konfus und schüchtern, — man hat eben nicht alle Tage das Vergnügen. Aber das sind nur wir, das Publikum, im Uebrigen bewahrheitet sich das Goethe'sche Wort, daß es vor dem Kammerdiener keinen großen Mann gebe, auch hier in seinem vollen Umfange. Die Kammerdiener des Geldes haben alles Gefühl für die Majestät desselben verloren. Die Hausknechte und die Skontisten tragen da ihre Päckchen, als wenn sich jetzt schon Fingerringe an Stelle der Banknoten befänden, wo es doch allgemein bekannt ist, daß eine solche Transubstantiation bei größeren Geldsendungen sich programmgemäß erst auf der Route von Wien nach Budapest zu vollziehen pflegt. Das gibt dann gewöhnlich den Anlaß zu ungemein interessanten wissenschaftlichen Untersuchungen, ob jene Fingerringe Wiener oder Budapest'ser Fabrikat seien. Die moderne Wissenschaft feiert auch bei diesen Anlässen glänzende Triumphe, die Provenienz der Fingerringe wird mit feingebildeter Genauigkeit festgestellt, nur bleiben allerdings die Banknoten verschwunden, die die Diebe inzwischen in Sicherheit gebracht haben.

Dieselbe Gleichgültigkeit im Verkehr mit den Millionen und den Bestandtheilen, aus welchen sie sich zusammenzusetzen belieben, wie bei den Dienern finden wir auch, wenn wir die Amtskolossalitäten betreten, bei sämtlichen Beamten. Da manipuliren vierzehn Hauptkassiere herum, jeder bis über die Ohren in Banknoten

stehend, und die machen alle Gesichter, als wenn sie Erbsen und Linien oder höchstens ältere Hosenknöpfe fortieren würden. Das verleiht förmlich unser Gefühl. Es ist wahr, das Geld ist nur Schimäre; es ist ja richtig, daß das Geld allein nicht glücklich macht, aber gar so von oben herunter, so ganz gefühllos sollte man es doch nicht behandeln! Die Herren sind's gewöhnt, und die Gewohnheit stumpft ab. Ob sich schließlich auch Tantalos an seine Kessel gewöhnt hat, die er nie bekam? Die Kinder wundern sich oft, daß die Zuckerbäcker nicht selbst ihre süßen Erzeugnisse ausleihen. Ja, die sind auch abgestumpft, man hat sie in ihrer Lehrzeit eben lassen, so viel sie nur immer wollten, und das hat dann gewirkt und es fällt ihnen nun im Traume nicht mehr ein, sich nach den Süßigkeiten zu kehnen, die durch ihre Hände gehen. Die armen Kassiere! Eine gleiche Methode, ihnen alle nachhaften Gefühle abzugewöhnen, ist noch keinem Menschen eingefallen. Man verlangt von ihnen dasselbe Gefühl der Würstigkeit, das von den Kindern an den Zuckerbäckern so aufrichtig bewundert wird, aber man denkt nicht daran, sie in gleich zweckmäßiger Weise zu jenem Gefühle zu erziehen.

Der Beamtenkörper der k. k. Staatsschuldenskasse besteht aus einem Direktor, vier Kontrolleuren, drei Liquidatoren, vierzehn Hauptkassieren, an fünfzig Subalternbeamten, Adjunkten, Offizieren und Kassisten, und all' diesen steht eine beträchtliche Schaar von erprobten Amisdienern zur Verfügung. Besonders heiß geht es an den Fälligkeitsterminen der verschiedenen Kategorien der Renten-coupons zu. Da werden an einem Tage ganz kolossale Summen als Zinsen der österreichischen Staatsschuld bezahlt, und zwar entweder gegen Coupons, oder bei auf Raten lantraden (vinculierten) Obligationen gegen ungestempelte Cuitungen, und das je nach der Gattung der Rente, entweder in Bankvaluta oder effektiv in Gold oder in Silber. Die Gläubigen, die das Talent gehabt haben, mit einem Staatsloose einen Treffer zu machen, können im Gegenzug zu etwaigen trüben Erfahrungen mit Türkenloosen hier zu der Erkenntnis gelangen, daß es sich eigentlich doch nur in dem Falle lohnte, einen Haupttreffer zu machen, wenn dieser auch wirklich ausbezahlt wird. Hier wird Alles blank und baar bezahlt; es bleibt Jedem unbenommen, sich davon persönlich zu überzeugen, er darf nur die kleine Nähe nicht scheuen, vorher den Haupttreffer zu machen. Hier werden die Dimes- und Militärheimathskassationen hinterlegt, und mit diesen bringt ein Strahl freundlicher, romantischer Poesie, vielleicht die einzige Kunde von der Liebe Lust und Leiden, in die sonst schrecklich nüchterne und prosaische Atmosphäre der k. k. Staatsschulden.

An den Unwechselungskassen herrscht ein unablässiges, geschäftiges Getriebe. Da werden große Noten in kleine, kleine in große und alte in neue umgetauscht; da werden auch schadhafte Noten in Umlauf gegen jungfräuliches, unverlehtes Geld genommen, freilich nicht ohne daß vorher genau berechnet wurde, wie viel von einer beschädigten Note fehlt, damit dem entsprechend beim Tausche ein Abzug gemacht werde. Hierher schicken auch die Zahlmarquiers ihre schnellflüchtigen Kaufschreiben um blankgemünztes Kleingeld, damit sie immer in Bereitschaft seien, so herauszugeben, daß das Trintgeld für sie förmlich auf der flachen Hand liege. Auch Soldaten gehen ab und zu, denn wenn Roth an Mann ist und es sehr viel zu thun gibt, dann müssen auch sie aushelfen und das Geld den Kassieren zutragen.

In dem Palaste an der Ecke der Singerstraße und Grünangergasse — es ist ein sehr stattlicher Bau, der dereinst dem Fürsten Rannich gehörte — befindet sich außer dem Direktorium und der Kasse der österreichischen Staatsschulden auch noch die Reichscentralkasse, das ist die Kasse des k. k. Reichsfinanzministeriums, die österreichische Staatscentralkasse und das Ministerialzahlamt, letzteres zur Bezahlung der Gehälter, Pensionen und Gnadengaben an österreichische Staatsbeamte, Diener und deren Wittwen und Waisen, und endlich auch die verschiedenen Kontrollbehörden der genannten Kassen.

Färingsfang auf Rügen.

(Bild S. 16.)

Das Unwetter zieht herauf, schon bläst der Wind in einzelnen Stößen und treibt dunkles Gewölke vor sich her, und das Rauschen der Brandung erfolgt in härteren Schlägen. Die Fischer klammern sich nicht. Von hoher See sind große Scharen von Färings gemeldet, da gibt's kein Säumen. Alles eilt und drängt zu den Booten, die flott gemacht werden sollen; denn die Zeit der Ernte ist kurz für den Fischer und die Gelegenheit selten günstig. Vor Abend müssen sie draußen beim Fange sein. Noch liegen die schweren Fischerboote unbesohlen am Strande, aber bald kommt Leben hinein. Von starken Händen gezogen und geschoben, rollen sie auf Walzen unter freischendem Geräusch dem Meere entgegen, dessen Wellen sie rauhend empfangen und mit Schaum und Gischt überziehen. Bald aber hebt sie die Flut und schaukelt sie stolz auf ihren Wogen. Unterdeß werden am Strande die schweren Netze und die anderen Geräte des Färingsfanges herbeigehleppt. Kleinere Rähne bringen diese Sachen zu den starken Booten. Die Männer, welche diese Rähne hinauschieben, müssen tief in's Wasser hinein und tragen deshalb hohe Stiefel und Lederhosen. Aber heute helfen sie wenig; denn die Wellen, vom Winde gejagt, sind mächtig und sprigen hoch am Körper hinauf. Keiner achtet das, denn die Zeit drängt, und jede Verzögerung kann Nachtheil bringen, die ein armer Fischer schlecht verschmerzt. Daher sieht die Bemannung der bereit liegenden Boote mit fieberhafter Unruhe dem Ende der Ausrüstung entgegen. Endlich ist Alles bereit, die Segel werden aufgezogen, der Wind wirft sie knatternd eine Weile hin und her, dann saßt er sie mit voller Macht, bläst sie mächtig auf und in stolzem Laufe geht's der hohen See zu, die finster und unruhig vor dem Bilde liegt. Bald ist der laute Abschiedsruf verhallt, aber lange noch glänzen die hellen Segel vor dem wolkenbedeckten Himmel. Die Zurückbleibenden aber stehen auf den hohen Uferseilen und schauen ihnen nach und begleiten sie mit ihren Segenswünschen und Sorgen; denn wer weiß, was die flürmende Nacht den fernern Schiffen bringt, und nur zu oft kämpfen gegen die Macht des Meeres menschliche Kraft und Kühnheit vergebens.

Rudi Rollbach.



1. Gold- und Silberrente. — 2. Papierrente. — 3. Hospital. — 4. Im Tropfenhof. — 5. Zwei Willkür in Staatspapieren. — 6. Hinanstellung des Silbers mit dem Depot.

In der Staatskassenkassette zu Wien. Originalzeichnung von W. Heigler. (S. 19.)

Erlauben Sie — ? Originalzeichnung von Max Scholz.



Erlauben Sie - en Bissken Feuer.



Erlauben Sie - das ist mein Platz.



Erlauben Sie mir ein Küsschen?



Erlauben Sie - das ist nicht Ihr Portemonnaie!



Erlauben Sie das Album anzusehen?



Erlauben Sie - das war mein Stich!



Erlauben Sie - das ist meine Sache!



Erlauben Sie mir diesen Stuhl?



Erlauben Sie, dass ich mich Ihnen vorstelle.



Erlauben Sie Ihren Puls, Verehrteste.



Erlauben Sie, das ist mein Ueberzieher.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Polizeirath wollte nach diesen Worten fortgehen, Rudolf trat ihm in den Weg.

„Ich möchte mir noch einige Bemerkungen erlauben, Herr Polizeirath,“ sagte er mit gedämpfter Stimme; „so ganz richtig scheint mir die Sache nicht zu sein.“

„Welche Sache?“

„Nun, der Todesfall!“

Der Polizeirath zog die Stirne in Falten, sein stechender Blick ruhte durchbohrend auf dem verschmitzten Gesicht Rudolf's.

„Was wissen Sie davon?“ fragte er, indem er in eine Fensternische trat und dem Kellner durch einen Wink befehl, ihm zu folgen.

„Je nun, es ist mir Manches aufgefallen,“ antwortete Rudolf zögernd; „gestern Abend war der Verstorbene sehr barsch gegen den Herrn Baron, es kam mir einmal sogar vor, als ob er ihn wie einen Schuttpußer behandelte, und der Herr Baron ließ sich das Alles geduldig gefallen, er gab ihm sogar noch gute Worte.“

„So, so,“ sagte der Polizeirath mit einem spöttischen Lächeln, „worüber sprachen denn die Beiden mit einander?“

„Ich habe nur einige Worte gehört; so lange ich bei ihnen im Zimmer war, sprachen sie wenig.“

„In welchem Zimmer war das?“

„In dem Zimmer des älteren Herrn.“

„Also des Verstorbenen?“

„Ja wohl, sie speisten dort zu Nacht und tranken dabei schweren Bordeaux. Sie waren ziemlich spät aus dem Kurgarten heimgekommen, und der Verstorbene machte dem Herrn Baron Vorwürfe über sein Spielen, er nannte ihn leichtsinnig und sagte ihm, das müsse ein schlimmes Ende nehmen. Später, als ich wieder einmal eintrat, sprachen sie von Brasilien, der Verstorbene schien dem jungen Herrn Vorschläge zu machen, die der Herr Baron mit sehr ernster und nachdenklicher Miene anhörete.“

„Das ist Alles?“ fragte der Rath. „Was wollen Sie daraus schließen?“

„Daraus noch nichts, aber auffallend war es mir doch, als der Herr Baron heute Morgen den Verstorbenen als einen armen Verwandten bezeichnete, den er aus Gnade und Barmherzigkeit begraben lassen wollte. Und dann habe ich Ihnen noch nicht Alles gesagt. Gestern Abend trennten die Herren sich vor Mitternacht, gleich darauf war es schon im Zimmer des Verstorbenen dunkel. Eine Stunde später brannte wieder Licht darin, und auf den weißen Fenstervorhängen sah ich ganz seltsame Schatten.“

„Und wie kam es, daß Sie das Alles sahen?“

„Ich hatte die Nachtwache; ein Kellner muß immer wachen, bis die Hausknechte aufstehen, und vom Hofe aus kann man das Zimmer des Verstorbenen sehen.“

„Schön,“ sagte der Polizeirath spöttisch, „was haben Sie nun gesehen?“

„Es war, als ob Jemand sich über das Bett beugte; in dieser Haltung blieb der Schatten ziemlich lange, dann huschte er einmal am Fenster vorbei, und es schien mir jedesmal, als verschwinde er im Nebenzimmer.“

„War denn die Thüre zwischen den beiden Zimmern nicht geschlossen?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Rudolf flüsternd, „heute Morgen war sie verschlossen und der Schlüssel steckte nicht darin; aber wie es in der Nacht gewesen ist, kann ich nicht sagen. Möglich, daß der Schlüssel darin war, genau weiß ich es nicht.“

„Und was Sie nicht genau wissen, das dürfen Sie auch nicht behaupten,“ unterbrach der Rath ihn unwirsch. „Wissen Sie auch, daß Sie einen schlimmen Verdacht auf den Herrn Baron werfen wollen? Und diesen Verdacht stützen Sie auf Vermuthungen, die jeder Wahrscheinlichkeit entbehren! Herr Wundermann ist eines natürlichen Todes gestorben, und alle Angaben, die mir über ihn und seine Verhältnisse gemacht worden sind, finde ich in seinen hinterlassenen Papieren bestätigt. Was wollen Sie gesehen haben? In der Schlaftrunkenheit sieht man Manches gespensthaftig, was, mit nüchternen Blick betrachtet, nicht der Rede werth ist. Der Verstorbene kann in der Nacht aufgestanden sein und sich unwohl gefühlt haben; so lassen die Schatten sich erklären, die Sie gesehen haben wollen. Wie gesagt, daß Herr Wundermann eines natürlichen Todes gestorben ist, unterliegt keinem Zweifel; Sie haben also nicht die geringste Veranlassung, einen Verdacht auszusprechen, dessen Folgen nicht diesem Hause allein, sondern auch Ihnen sehr unangenehm werden dürften.“

Rudolf wollte sich mit einer Verbeugung zurückziehen, der Polizeirath legte die Hand auf seinen Arm und hielt ihn fest.

„Sie sind noch nicht überzeugt, das sehe ich Ihnen an,“ fuhr er in strengem Tone fort, „hüten Sie sich, daß Ihre Kellnerweisheit Ihnen keinen schlimmen Streich spielt. Ein unüberlegtes Wort ist rasch gesprochen, nachher kann man es nicht mehr zurücknehmen; und der Herr Baron scheint mir nicht der Mann zu sein, der sich eine Verdächtigung geduldig gefallen läßt.“

„Es war nicht meine Absicht...“

„Ob absichtlich oder nicht, Sie dürfen nichts behaupten, was Sie nicht beweisen können, und das haben Sie soeben gethan.“

„Es waren nur Vermuthungen, Herr Rath.“

„Um so schlimmer, mit derartigen Vermuthungen muß man sehr vorsichtig sein, und ganz besonders dann, wenn von ihnen die Ehre eines Menschen abhängt. Wollte ich Ihrem Prinzipal unsere Unterredung mittheilen, so würde er Sie im Interesse seines Hauses augenblicklich entlassen; ich will schweigen; aber ich erwarte, daß Sie es ebenfalls thun.“

Der Polizeirath hatte das in einem scharfen, befehlenden Tone gesagt; er nickte herablassend und schritt von dannen.

„Unfinn!“ brummte er, als er die Treppe hinunterstieg, „diese neugierigen Weisheitskrämer haben ihre Nase überall und benützen jede Veranlassung, um sich wichtig zu machen. Der Doktor mußte es gefunden haben, wenn ein Selbstmord oder gar ein Verbrechen — ach was, der Bursche hat mir ohne Noth den Kopf warm gemacht.“

Der Oberkellner stand am Portal des Hotels, er empfing den Rath mit einem Blick voll banger Erwartung.

„Sie haben keine Entdeckung gemacht, die uns unangenehm sein könnte?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte der Polizeirath beruhigend, „sorgen Sie nur, daß die Leiche aus dem Hause kommt; die Geschichte wird bald vergessen sein. Den Nachlaß lasse ich holen, um ihn nach London zu befördern; Sie sollen weiter keine Umstände damit haben. Apropos, wann sind die beiden Herren gestern angekommen?“

„Am Nachmittag; sie forderten ein Logis, zwei Zimmer neben einander, und nachdem sie ein Glas Wein getrunken hatten, gingen sie zum Konzert in den Kurgarten.“

„Wer forderte das Logis?“

„Der Verstorbene; der Herr Baron äußerte dabei den Wunsch, daß die Zimmer neben einander liegen möchten.“

„Und als die Herren später zurückkehrten, war da auch der Verstorbene derjenige, der die Befehle gab?“

„Ja wohl,“ erwiderte der Oberkellner, „der Herr Baron mag ihm das wohl übertragen haben.“

„Das Verhältniß zwischen den Beiden war ein freundschaftliches?“

„Sie scherzten noch miteinander, als sie die Treppe hinaufstiegen.“

„Der Verstorbene soll nicht gut gelaunt gewesen sein,“ sagte der Polizeirath, „wie der Baron behauptet, hatte er an der Spielbank eine für seine Verhältnisse namhafte Summe verloren.“

„Dann wird der Herr Baron wohl noch mehr verloren haben, denn ihm sah ich es mehr wie dem Andern an, daß er verstimmt war. Na, er hat's ja, da wird er den Verlust leicht verschmerzen können.“

„In diesem Augenblick fuhr die Equipage des Arztes vor; der Doktor beugte sich hinaus, um dem Oberkellner mitzutheilen, daß Alles besorgt sei.“

„Wollen Sie mich eine kurze Strecke mitnehmen?“ fragte der Polizeirath.

„Sehr gerne, steigen Sie ein.“

„Sie halten in diesem Jahre wieder eine reiche Ernte,“ sagte der Rath scherzend, als der Wagen weiterrollte.

„Sie ist nicht so reich, wie Sie vermuthen,“ antwortete der Doktor achselzuckend, „die Spielbank verschlingt Alles, frange Leute kommen nicht hieher und die Spieler haben keine Zeit, um krank zu werden. Ich fahre jetzt zu einer russischen Gräfin, die ich seit vier Wochen behandle, sie soll bereits schon ein fürstliches Vermögen verloren haben, aber sie kann's nicht lassen, sie ist täglich die Erste und Letzte am Roulette. Ihre Brillanten habe ich seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen, sie werden verkauft sein, schließlich ist sie selbst eines Tages verduftet, und durch meine Rechnung kann ich einen Strich machen.“

„Dann müssen die Anderen den Schaden ersetzen!“

„Welche Anderen?“

„Nun, zum Beispiel die Todtenscha heute Morgen.“

„Bah, was wird da viel herauskommen!“

„Baron von Feldern will alle Kosten tragen, und allem Anschein nach ist er ein reicher Mann.“

„In der That?“ fragte der Rath, an seiner goldenen Brille rüdend. „Es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen, ich werde meine Nota heute noch hinschicken. Ein unangenehmer Fall für das Hotel, nicht wahr?“

„Er wäre noch unangenehmer, wenn ein Selbstmord oder ein Verbrechen vorläge,“ sagte der Rath, dessen Blick forschend auf dem rothen Antlitz des Doktors ruhte.

„Daran ist nicht zu denken!“

„Ich glaube, Sie würden im Interesse des Hotels die Sache vertuschen, wenn ein solcher Fall wirklich vorläge.“

„Und wenn ich dieß thäte, wem geschähe dadurch ein Schaden?“

„Na, na, als Arzt sind Sie verpflichtet...“

„Ich weiß das und werde auch stets meine Pflicht erfüllen, unbekümmert um die Folgen, die Anderen daraus erwachsen,“ erwiderte der Doktor ernst, „hier aber ist jedes Vertuschen unnötig, der Mann ist plötzlich an einer Herzlähmung oder einem Gehirnschlage gestorben. Wenn die Obduktion beliebt wird, kann es ganz genau festgestellt werden, aber es ist ja kein zwingender Grund dazu vorhanden.“

„Die Möglichkeit eines Verbrechens schließen Sie vollständig aus?“

„Vollständig? Das wäre eine gewagte Behauptung; man kann einen Menschen im Schlafe unter Kissen ersticken.“

„Dann aber würden Spuren zurückbleiben?“

„In der Regel ja,“ nickte der Doktor, „das Gesicht wäre verzerrt und mit dunklen Flecken bedeckt gewesen.“

„Könnte nicht Gift die Todesursache gewesen sein?“

„Auch das würde ich entdeckt haben, Herr Rath. Sie haben ja selbst den Todten gesehen; machte er nicht den Eindruck eines Menschen, der friedlich und schmerzlos hinübergeschlummert ist?“

Der Polizeirath blickte gedankenvoll hinaus in das frische Grün der mächtigen Bäume, die ihren Schatten auf die heiße Straße warfen.

„Das läßt sich nicht bestreiten,“ sagte er, „der Tod muß ganz plötzlich eingetreten und sehr sanft gewesen sein.“

„Nun wohl, so können wir ja an der Diagnose festhalten, die ich gestellt habe,“ erwiderte der Arzt, einen heitern Ton anschlagend. „Glauben Sie aber noch immer zweifeln und eingehend untersuchen zu müssen, so bin ich bereit, die Obduktion zu machen, Sie werden sich dann überzeugen, daß meine Ansicht richtig ist. Ich möchte Sie aber in diesem Falle darauf aufmerksam machen, daß diese gerichtliche Untersuchung viel Staub aufwirbelt und zu aufregenden Gerüchten Veranlassung geben würde, die Stadt wäre Ihnen sicherlich dafür nicht dankbar.“

„Das Urtheil der Stadt würde mich nicht bestimmen; ich muß wie Sie meine Amtspflichten ohne Rücksicht auf andere Personen erfüllen,“ entgegnete der Polizeirath mit einer ablehnenden Handbewegung, „in diesem Falle aber wäre die gerichtliche Untersuchung in der That nutzlose Mühe und Zeitverschwendung, deßhalb verzichte ich darauf.“

„Und welche Verdachtsgründe veranlaßten Sie, diese Fragen an mich zu richten?“

„Ah bah, ein alter Kriminalist wie ich wittert überall ein Verbrechen,“ scherzte der Rath; „wir sehen in jedem Menschen so lange einen Bösewicht, bis er uns das Gegentheil bewiesen hat.“

„Also in diesem Falle ruhte Ihr Verdacht auf dem Freunde des Verstorbenen?“

„Nein, es war kein bestimmter Verdacht, ich wollte eben nur Gewißheit haben; sprechen wir nicht mehr davon, die Sache ist nun abgemacht und erledigt.“

Der Wagen hielt, die beiden Herren stiegen aus, der Polizeirath reichte dem Doktor die Hand.

„Hier wohnt wohl Ihre russische Gräfin?“ fragte er heiter.

„Ich wollte, sie wohnte, wo der Pfeffer wächst,“ erwiderte der Arzt ärgerlich.

„Lassen Sie sich nach jeder Konsultation das Honorar zahlen!“

„Dann würde ich bald keine Patienten mehr haben, denn so berühmt bin ich nicht, daß ich meine Zahlungsbedingungen vorschreiben kann. Auf Wiedersehen!“

Der Rath nickte grüßend und schritt langsam von dannen.

„Kellnergeschwätz!“ murmelte er, „ein Narr macht hundert andere, aber dieser Weisheitskrämer soll mir noch einmal mit seinen Dummheiten kommen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Kuß.

Stizze

von

S. Otto Fein.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Franz hält Todtenwache bei seinem Weibe, es ist Niemand bei ihm. Der arme Häusler hat keine guten Freunde gehabt und Kinder hat ihm sein Weib — gottlob — nicht geboren. Nur sein Weib hat er gehabt, Niemanden sonst. Und wenn er jetzt auch fähig, daß ihm mit ihr sein Alles genommen sei, so gibt er sich trotzdem nicht sentimentaler Nahrung hin — das ist nichts für arme Leute.

„Sie hat es gut, die Todte,“ denkt der alte Mann, denn was bietet ihm das Leben, was bot es ihm? Er hat nicht viel Liebe unter den Menschen gefunden. Als Waisenkind von fremden Leuten, und nicht mit zarter Hand, aufgezogen, mußte er sich freudlos durch die Welt schlagen. Er war ein häßlicher, menschenfeindlicher, unfreundlicher Bursche, und so war es selbstverständlich, daß ihn Niemand, und am wenigsten ein Mädchen, mochte. Uebrigens hatte er auch in seinem Glende an derlei Unfinn kaum gedacht, ja, er kann sich nicht einmal entsinnen, jemals in seinen jungen Jahren geküßt zu haben, und die anderen Burschen priesen doch den Kuß als etwas ganz Besonderes — vor Allem aber den ersten Kuß — der müsse mit ganzer Seele, innig und wie ein Opfer gegeben werden.

Als er die verwitwete Häuslerin heirathete, war er über solche Anwandlungen längst hinaus. Die zwei alternden Menschen hatten sich an einander geschlossen, um in den alten Tagen nicht ganz vereinsamt zu sein. Sie sind auch redlich einander beigestanden, ohne sich aber viele Gedanken darüber zu machen, was sie sich seien. Wenn ein solches Paar neben einander sich müht, findet es nicht Zeit für Bärtlichkeit und feinsinnige Beobachtung.

Habt ihr zwei geplagte Lastpferde leuchtend an ihren Strängen ziehen gesehen? Das löst nicht mit einander wie das edle Blut vor leichter Equipage, wohl preßt es Schulter an Schulter, aber bloß um besser anzukommen zu können. Und dürfen sie endlich stille halten, so lassen sie die müden Köpfe vornüber sinken und athmen mit wogender Brust Erholung für neue Pläge. So ist es mit diesem Paare gewesen. Nun, da ihm die alte Leidensgefährtin fehlt, geht es wie ein Erkennen der Liebe durch die Seele des Mannes. Er fählt eine eigene, weiche, ihm sonst fremde Stim-

mung, der Verlust geht ihm doch tiefer, als er sich selbst gestehen möchte.

Er kniet nieder, für das Seelenheil seiner Frau zu beten und der Wunsch nach baldiger Vereinigung mit ihr geht durch sein Gebet. Dann erhebt er sich und beginnt die wenigen dünnen Wachskerzen, die die Leiche umgeben, zu pugen, daß sie heller aufleuchten und die harten Blicke der Todten mit flackerndem Scheine schier beleben. Wie gefurcht die Gesicht ist! Was Kummer und Noth darauf geschrieben, war zu tief gegraben, als daß der Verführer Tod diese anklagende Schrift hätte nur irgendwie mildern können. Der Alte blickt auf das Gesicht der Todten und jede Furche in demselben scheint ihm zu sagen: dieß Weib hat für dich gesorgt; dieß nun geschlossenen Augen sind die einzigen gewesen, die dir jemals freundlich geblickt haben; dieß gepreßte Mund, dem nie ein Aufschrei über das unsägliche Elend entfloß, hat sich zu manchem freundlichen Worte, zu mancher Trostrede für dich geöffnet.

Armer alter Franz, jetzt bist du ganz verlassen, jetzt mußt du deine Last allein zu Grabe tragen und Niemand ist neben dir und mit dir! Er beugt sich mit feuchten Augen über die Wahre und drückt auf die blassen Lippen der Todten — mit ganzer Seele, innig und wie ein Opfer — seinen ersten Kuß.

Der 6. Oktober 1789 in Versailles.

(Bild S. 17.)

Es ist eine ergreifende historische Szene, die wir hier in einem klassischen Bilde dem Leser vorführen.

Seit der großen denkwürdigen Sitzung der französischen Nationalversammlung vom 4. August 1789 gingen die Wogen der Revolution immer gewaltiger. Umrauscht von dem entfesselten wilden Element stand das Königthum schutzlos da und die Gefahr für dasselbe wuchs mit erschreckender Schnelle. Es wehrte sich nicht mehr, dieses Königthum, gegen die Entäußerung von aller ererbten Macht und gegen die triumphvolle Einsetzung aller „Menschenrechte“ — nur die Königin griffte dem verheerenden Sturm und der Schwäche, ihn ertragen zu müssen.

Am 1. Oktober hatten die Gardeoffiziere in Versailles dem neu eingerückten Regiment Glandern ein Fest gegeben; der König, die Königin und die beiden Kinder hatten demselben beigewohnt; es war dabei zu begeisterten royalistischen Kundgebungen gekommen. Für Marie Antoinette hatte dieß einen Trost gebildet, aber in Paris haßte man sie desto mehr. Der Pöbel, durch die Theuerung aller Lebensmittel überdies in wilder Erregung, wurde aufgelaßt. „Nach Versailles!“ schrie man, und „Nach Versailles!“ lautete das tausendfache Echo der Menge. Was man da, wo in stiller Abgeschiedenheit der Hof residierte und die Nationalversammlung tagte, wollte — die Menge wollte es nicht; aber hinter 40.000 Nationalgardien Lafayette's wälzte sie sich mit trunkenen Weibern und allem Gefindel von Paris dahin, in dem Instinkt, daß die Revolution schon so stark geworden sei, um sich im rohen Handgemenge mit dem Königthum zu versuchen.

Am Nachmittag des 5. Oktober war die Königin in ihrem so geliebten Park von Trianon, als die Schreckensnachricht kam, daß Paris auf Versailles marschiere. Marie Antoinette verließ hastig Trianon; es war das letzte Mal, daß sie dort gewesen.

In Versailles inzwischen, im Schloß, waren Alle in der mühseligen Bestürzung. Man rieth zur Flucht der königlichen Familie; aber Ludwig XVI. wollte bleiben. Resigniert erwartete er Alles im Bewußtsein seiner Gutherzigkeit. Büchsenhölzer knallten unten vor dem Schloß, Gardes du Corps sprengten in wildem Galopp über den Platz; schon hörte man das Gebrause der sich in der Pariser Allee herannahenden Sturmwolke der zahllosen Menge. Bald rüttelten auch Häuser am Gitterthor, Piken erschienen, Schimpfworte der Fischweiber überdünnten den wilden, wüsten Lärm, Drohungen gegen die Königin hörte man hinter den Fensterscheiben des Palastes.

So brach die Nacht herein, eine schreckliche, fürchterliche Nacht. Aber die Müdigkeit überwältigte zuletzt auch Angst und Sorgen. Der König entschlummerte auf seinem Lehnstuhl, die Königin legte sich in ihr Bett. Ein paar Stunden unheimlicher Ruhe, dann stürzten die Kammerfrauen in das Schlafzimmer Marie Antoinettes, um sie zu wecken; denn der Pöbel stürmte gegen das Schloß, welches zu vertheidigen der König verboten hatte. Wildes Getöse und Waffengeklirr ertönte schon aus den Vorhöfen; die Diener und einzelne Gardes du Corps hielten die Thüren gegen die Pikenmänner mit allen ihren Kräften geschlossen.

Die Königin sprang aus dem Bett; die beiden Frauen warfen ihr ein Unterkleid über und zogen sie über einen Balkon nach dem Zimmer des Königs. Schon nahte sich der Lärm und das Gebrüll auch auf dieser Seite. Endlich, endlich war sie bei dem König, der mühslos auf seinem Stuhl das Schicksal über sich ergehen ließ. Ihre Tochter und der Dauphin, welcher einige Jahre später Ludwig XVII. hieß, ohne je ein König zu werden, warfen sich in die Arme der Mutter. Die Hofdamen stürzten in das Gemach: die Herzogin von Polignac, die Gouvernante der Kinder; Frau von Lamballe, die Freundin der Königin; die Frauen jammernden Blick nach der Seite, von wo die Gefahr sich nahte, wie eine Kömin, welche ihre Jungen zu vertheidigen gedankt. Um das Gemach aber brauste die Revolution mit ihrem giftigen Gisch. „Nach Paris! Nach Paris!“ schrien die Massen in trunkenen Wildheit, nun sie in Versailles ihre Kraft erprobt.

Und der König ließ sich durch die Bitten und Thränen seiner entmuthigten Rathgeber bestimmen; er versprach dem Volke, in dem er sich auf dem Balkon zeigte, am Mittag nach Paris zu kommen. Auch die Königin mußte sich zeigen, man rief nach ihr. So trat sie denn auf den Balkon mit dem Dauphin und mit Madame, ihrer Tochter, an der Hand.

„Keine Kinder!“ befehlen ihr zwanzigtausend Stimmen, und Marie Antoinette drückte ihre Kinder darauf mit einer Armbeugung zurück und blieb allein, kreuzte ihre Arme über die Brust und wartete, was da kommen würde. Diese müthige Haltung inmitten der Demüthigung imponierte der Menge und sie rief: „Bravo!“ ja sogar: „Es lebe die Königin!“

Um Mittag in der That, um ein Uhr, stieg der König in den Wagen und mit ihm seine Familie. Er fuhr nicht nach Paris, sondern die Revolution entführte ihn aus seinem Königsschloß nach einem Palaßgefängniß, den Tuileries. Zwei Köpfe von ermordeten Gardes du Corps auf Piken gingen diesem entsehligen

Triumphzuge voran. Schmutzige Lieder und Joten ertönten um den Wagen, welcher langsam „den Bäder, die Bäderin und den kleinen Bäderjungen“, wie man in der Menge scherzte, fortzog. Die Königin mit trockenen Augen, stumm, unbeweglich, bot den Insulten Trost; der König ließ sie, in Träumerei verloren, mit gebrochener Seelenkraft über sich ergehen.

„Ich habe Hunger!“ sagte der Dauphin, den Marie Antoinette auf den Knien hielt. Da weinte sie als Mutter und sie entsann sich, daß seit dem Tage zuvor ihre Kinder und sie selbst mit ihrem Gemahl nichts genossen hatten.

Um sieben Uhr endlich, nach sechs fürchterlichen Stunden, wie auf einer Fahrt zum Richtplatz, kam der Zug in Paris an. Die Tuileries sollten fortan die neue Residenz der königlichen Familie werden. Seit einem Jahrhundert war dieß Schloß verödet und nichts war für die Aufnahme von Gästen bereit. Die Damen der Königin verbrachten die erste Nacht auf Stühlen, die beiden Kinder schliefen auf Reisbetten; erst Tags darauf kamen Möbel und Geräthe aus Versailles, um die Wohnung in den Tuileries einrichten zu können.

Aber diese Wohnung war in der That nur noch ein Gefängniß, bis es mit dem des Temple vertauscht wurde. Das gefangene Königthum in Paris bedeutete fortan sein Zutreiben in den wirbelnden Strudel der Revolution, in welchem es als blutender Leib und geköpft verschlungen werden sollte.

Der 6. Oktober 1789 war der erste Akt der bourbonischen Tragödie, die am 16. Oktober 1793 ihren blutigen Abschluß fand.



Aus allen Gebieten.

Zur Herstellung eines konstanten flüssigen Gummi mit elastischer Grundlage

nimmt man nach Mittheilung von C. B. in Ademann's „Illustrirter Gewerbezeitung“ Nummer 6:

Gewichtstheile Gummi	93
grüne Seifenröhre	3
Glycerin	3
Salicylsäure	1
Summe	100

Vorerst wird die Salicylsäure in 20 Gewichtstheilen Weingeist gelöst, soann die Seife zugegeben und so lange geschüttelt, bis sich auch diese aufgelöst hat, zuletzt fñgt man das Glycerin bei und rñhrt das Gemenge zu dem Gummi, welcher inzwischen mit weichem Wasser bis zur Syrupconsistenz verdñnnt wurde. Ein solches mit arabischem Gummi hergestelltes Präparat wurde in eine geräumige Flasche mit viel Luftüberdruck gegeben und sodann verstopft von den Monaten Mai bis Oktober 1884 zwischen einem Fenster der Sonne exponirt. Nach dem Öffnen der Flasche im Spätherbste zeigte sich die Gummilösung vollständig intakt und war weder ein Blasenaustritt noch sonst eine Spur von Verletzung oder einer stattgehabten Gährung zu erkennen. Eine auf Papier aufgetragene und eingetrocknete Probe zeigte sich elastisch und unbrñchig wie Gelatine, während die Belastungsprobe einer 4 Centimeter großen Klebefläche auf wasserdichtem (Kopirbuch) Karton ergab, daß zum Abreißen ein um 9 Prozent schwereres Gehänge nothwendig war, als bei käuflichem flüssigem Veim unter denselben Bedingungen.

Verwendung der Erdbeerranken.

Wer nur einigermaßen die Erdbeeren in größerer Anzahl gehörig zu züchten vermag, der weiß, welche Mühe das unerlässliche Beseitigen der Ranken verursacht, die meistens als unbrauchbar weggeworfen werden. Dieselben können aber eine sehr zweckmäßige Verwendung finden. Jeder Besitzer eines Gartens hat in der Regel in demselben mehr oder weniger Traubenpalisade, Kordons und dergleichen, deren junge Zweige während des Sommers theils aus Gründen der Nützlichkeit, theils aus solchen der Regelmäßigkeit und Schönheit der Form immer wieder angebunden und gebeugt werden müssen. Daß, Ranken und andere weiche Bindemittel können oft nicht aufgebracht werden, während die Erdbeerranke unbeschadet auf dem Wege, beziehungsweise auf dem Komposthaufen in der Erde liegt, trotzdem sie gerade im Stande ist, jene Dinge zu ersetzen, und sich zum Anbinden der Spalierbäume, Wein- und wilden Kleeven sehr gut eignet, um so mehr, als sie auch in der Zeit erscheint, wo das Anheften am nöthigsten ist. Die Ranken müssen aber einen Tag vor der Verwendung vom Stode genommen werden, damit sie welken, sonst brechen sie beim Binden. An heißen Tagen genügt es, wenn man sie einige Stunden an die Sonne legt. Befinden sich bereits kleine Pflänzchen oder Blätter an ihnen, so werden diese beseitigt, ebenso auch die meisten Spitzen entfernt. Man kann nun mit ihnen ähnlich wie mit Bindfaden binden (Knoten schürzen), und das trockene Band wird oft so hart, daß es im nächsten Frühjahr noch bleiben kann.

Aufbewahrung von Eis im Kleinen.

Zu einer rationellen Aufbewahrung von Eis im Kleinen, namentlich in der Haushaltung, bedarf es besonderer dickwandiger Gefäße aus einem die Wärme schlecht leitenden Material, also zum Beispiel Holz. Aber derartig dicke Holzgefäße sind ziemlich kostspielig und nicht leicht zu beschaffen. Im „Schweiz. Gewerbebl.“ wird nun für den beregten Zweck Torfmasse empfohlen, welche mit geringen Kosten überall zu erhalten ist. Aus frischgestochener, guter älterer Torfmasse lassen sich leicht runde Gefäße mit sehr dicken Wandungen pressen, welche allerdings schwer trocknen, aber

dann die Wärme auch sehr schlecht leiten, dieselbe also gut halten, dabei auch nicht allzu schwer und nicht besonders brñchig erscheinen, und dabei sehr billig geliefert werden können. Damit das Eis direkt in sie eingefüllt werden kann, müssen solche Torfgefäße innen einen wasserdichten Ueberzug mit Theer oder Asphalt erhalten; sie werden oben mit einem Deckel, ebenfalls aus Torfmasse, dicht geschlossen. Sie können in verschiedenster GröÙe hergestellt werden und stellen eine neue industrielle Verwerthung des Torfes vor. Selbstverständlich kann man solche HolzgefäÙe wie zur Aufbewahrung von Eis, also zum Kñhlhalten, ebenso gut zum Warmhalten, etwa von Speisen und so weiter benñhen, es ist also deren Anwendung eine mehrseitig gewiß erwñnschte.

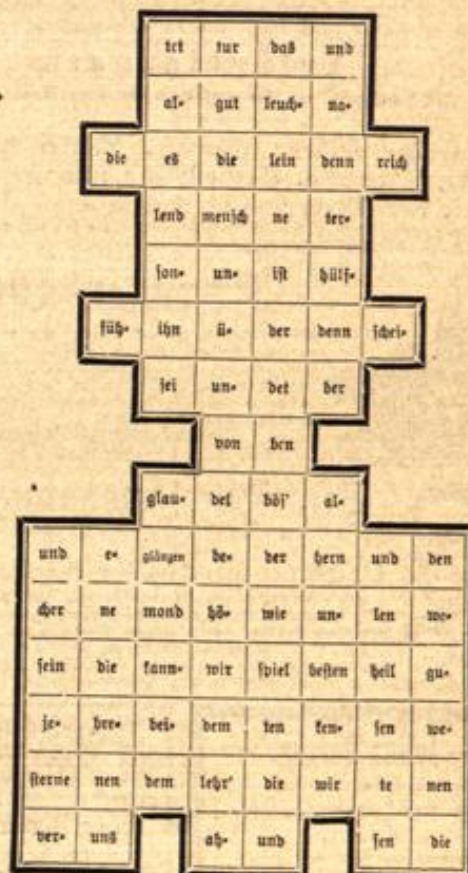
Ähre der Sonne.

Der durch seine früheren Arbeiten über die Temperatur der Sonne bereits wohlbekannte Professor Ericson hat jüngst eine Reihe von neuen Untersuchungen über diesen Gegenstand ausgeführt, wobei er sich des sogenannten Sonnenpyrometers bediente. Als Endresultat seiner Arbeiten gelangte er zu dem enormen Werthe von 1,700,404 Grad Celsius für die Temperatur unserer Sonne.

Ein gutes Mittel, um schlechte Pinsel wieder brauchbar zu machen.

Ein gutes Mittel, um schlecht gewordene Pinsel, sogenannte Schreibpinsel, wenn sie nicht mehr elastisch sind und nicht mehr die Spitze halten, brauchbar zu machen, ist das folgende: Man steckt den Pinsel in Oel, streicht denselben so einige Male über ein heißes Eisen her, daß die Haare von jeder Seite das Eisen berühren, und taucht dann den Pinsel schnellstens in bereitstehendes kaltes Wasser. Der Pinsel ist dann oft besser, als er es neu gewesen ist. (Mappe.)

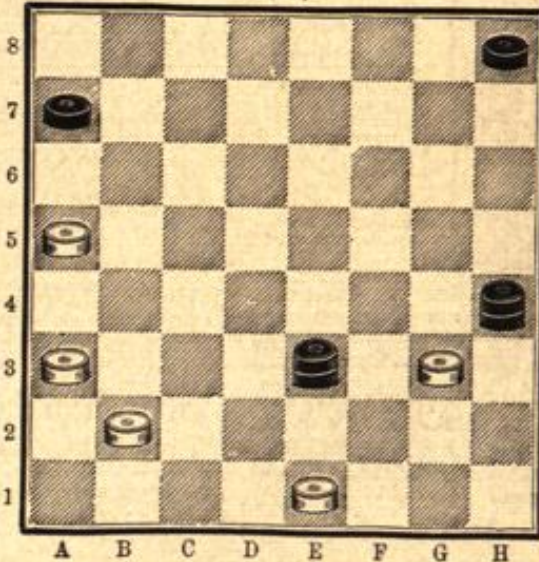
Rösselsprung.



Damespiel.

Aufgabe Nr. 1.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. M. Mathiasen in Hamburg. Solche Pögel hat jeder Instrumentenmacher, namentlich auch A. Sprenger, Hofinstrumentenmacher in Stuttgart.

Abonnent E. R. in Ady. Das erhalten Sie bei Ernst Weissenbach, Buchhändler in Stuttgart, Neuhofstraße Nr. 5.

Hrn. C. Schelle in Wien. Diese Notiz kommt aus einer amerikanischen Zeitung. Schreiben Sie an Professor Bergmann, Charleston, Südcarolina.

Hrn. W. W. in Leipzig. Ganz hübsch, aber die Reime sehr prosaisch. Zum Beispiel: „Gluten und Kuten“ — „neigende und anseigende“, das fñhrt die Stimmung.

Abonnent E. St. in Eisleben fragt an, wo der Schrittjñher (Bedometer) von Payne zu haben ist. Wir wissen es nicht; vielleicht kann einer unserer Leser hier Auskunft geben?

Hrn. A. Maerker in L. Ueber diese Frage gibt Ihnen vielleicht Dr. Karl Ruk, Herausgeber der „Geschichten Welt“, Berlin, Auskunft. Wir glauben, die Jñnge muh gelñdt werden. Nicht alle Holzschñher tragen das aber.

Abonnent in Bradford. Wenn irgend mñglich. Ja.

Hrn. J. Keminez in Lissabon. Der Autor lebt in Stuttgart. Sehr schmeichelhaft.

Abonnent in Adleba. Paris, Rue Poissonniere Nr. 8.

Hrn. Theresie Darloque in Brüssel. Wenden Sie sich an die Photographische Anstalt von Ad. Braun & Comp. in Dornach.

Junge Frau in Wesel. So gelñcht. Ja, das Wort „morituri te salutant“ hat Sueton und zwar im „Leben des Claudius“ aufbewahrt. Der Sohn ist zu vervollstñndigen durch: „Ave, Imperator! (Heil dir, Kaiser! Die dem Tode Geweihten begriuh dich). Der Vorgang war folgender: Als der Kaiser Claudius zur Feier der Vollendung des Abzugskanals aus dem Fucinersee ein blutiges Seegefecht gab, begriuh ihn mit obigen Worten die Fechter. Des Kaisers Gegenruf: „Sic

gegruht!“ nahmen sie irrtñmlich fñr eine Erlaubnih, nicht zu kñmpfen, so dauh Claudius sie drohend und ermahnend zum Kampf antreiben muhte.

Hrn. J. Gam. . . . in Bernburg. Versuchen Sie es mit der Lebensversicherungsgesellschaft in Stuttgart. Steht vortreflich!

Wichtige Lñsungen von Rebus, Rñtseln etc. sind uns zugegangen von: Fr. Amalie Winterlich, Dresden; Ottilie Kñnner, Bñrich; Elise Viller, Luzern; Eva Gerkenheim, Brann; Karoline Mellen, Kopenhagen; Erna Sothenitz, Pest; Mathilde Sauerlin, Gbur; Emma Casanova, Jenu; Hermine Ritter, Bamberg; J. Sablon, Reg; Anna Micus, Dñsseldorf; Ottilie Handel, Ulm; Frau C. Hieronimi, Mantua; Hanna Silber, Chicago; Friederike Brunn, Wiesbaden; A. H. Leven, Uerdingen; Hrn. A. Heller, Innsbruck; H. Pickenpad, Wittenberg; Ferdinand Philipp Hirsch, Prag; H. Dahlmann, Geisingen; A. Koller, Leipzig; J. Gantmann, Mñchen; C. Bleib, Stendal; J. Homberger, Karlsruhe; W. Wñrzen, Spremberg; O. Janto, Pest; H. Silber, Wien; G. Magwein, Hannover; G. Prñdt, Ravensburg; J. Trautmann, Bromberg; A. Windisch, Rajchau; H. Souermond, Antwerpen; F. Glud, Mannheim; A. Trñhler, New-York.

Anfragen.

2) Wie entfernt man grñhere Erdbñcke aus Fuuhñden?
A. K. in W.

Redaktion: Otto Baih und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Die Wendenbñndigerin Dawa mit ihren Wñten. — Fñr das junge Volk. — Albumblatt: Der Oelbaum. — Die handliche Besper, hñrliche Roselle von Wñrich Klie. Fortsetzung. — Contreadmiral Anner, Kommodore uneres westafrikanischen Geschwaders. — Die Staatskassendefasse in Wien, von Valduin Goller. — Hñringhang auf Rñgen, von Karl Kollbach. — Seines Glñdes Schmied, Roman von Oswald August Kñnig. Fortsetzung. — Der erste Ruk, Stijze von E. Otto Fern. — Der 6. Oktober 1789 in Versailles. — Aus allen Gebieten. — Rñsselpfanz. — Damspiel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Die Wendenbñndigerin Dawa mit ihren Wñten, Momentaufnahme von Photograph Poissonek in Genf. — Contreadmiral Anner, Kommodore des deutschen westafrikanischen Geschwaders. — Hñringhang auf

Rñgen, Originalzeichnung von E. Fern. — Ludwig XVI. und Marie Antoinette mit ihren Kindern wñhrend des Sturmes auf Schloh Versailles, Gemalde von G. Benquet. Nach einer Photographie von F. Danthigny in Mñchen. — Im der Staatskassendefasse zu Wien, Originalzeichnung von W. Grgler. — Erlauben Sie —? Originalzeichnung von Max Scholt.

Ausgezeichnetes musikalisches Unterrichtsbuch

aus dem Verlag der

Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Klavier-Schule fñr Kinder

mit besonderer Rñcksicht

auf einen leichten und langsam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von

Heinrich Reiser,

pers. Musiklehrer, Ritter etc.

In vier vollstñndig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abtheilungen.

Preis der ersten Abtheilung, dreizehnbñndige Auflage, eleg. gebunden M. 2. 50.

zweiten Abtheilung, vierunddreissigste Auflage, eleg. gebunden M. 3. —

dritten Abtheilung, zweite Auflage, eleg. gebunden M. 3. —

vierten Abtheilung, sechste Auflage, eleg. gebunden M. 3. —

Das ganze Werk ist durch die vollstñndige Umarbeitung von Seiten des Verfassers, wobei er alle seit einer langen Reihe von Jahren auf dem Gebiete des Klavierunterrichts gesammelten Erfahrungen zur Anwendung gebracht hat, aufs Neue auf die Hñhe der Zeit gestellt.

Die Schule ist in der That zweckmñsig eingerichtet fñr die Einfñhrung kleiner Kinder in Klavierspiel und Musik ùberhaupt: der Unterrichtsengang ist so verstñndig und zu so leichtem Fortschreiten angeordnet, dauh zum Lehren es nicht einmal eines Klavierspielers von Fach bedarf, die freundliche Aufsicht einer nur einigermauh musikalischen Mutter vermag schon das Befñhige und mit Lust erfñllte Kind vorwñrts zu schieben.

Hamburger Nachrichten.

Zu beziehen durch alle Musikalien- und Buchhandlungen.

Schwarz Satin merveilleux (ganz Seide) Mf. 1.

90 Pf. per Meter bis Mf. 14. 65 Pf. (in 16 verschied. Qual.) berelnet in einzelnen Rollen und ganzen Stñcken jñhrei in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Kñnigl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zñrich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz. 121

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart u. Leipzig.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:



Ein Menschen- und Heldenbild
unseres deutschen Kaisers

von
Oskar Meding.

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Kñnigs Majestät Allergrñdigst zur Benñtzung
verstatteten Aquarellen

als Festgabe fñr das deutsche Volk

herausgegeben von

Carl Hallberger.

148 Seiten hoch Quart. Preis elegant gebunden 2 Mark; fein gebunden in
Leinwand mit prñchtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Die gemandte Feder des in Begeisterung fñr den Kaiser erglñhenden Verfassers schildert das Leben desselben vom Jahre 1797 bis 1885, nicht nur wie es in den Thaten desselben in den Bñchern der Geschichte eingegrñdet ist, sondern auch wie es sich in dem Kreise der Familie und der Hñuslichkeit gestaltet hat. Unter den zahlreichen Illustrationen befinden sich wahrhaft kñnstlerische.
Deutscher Reichs-Anzeiger.

Ankñndigungen.

Die Small gepaltene Nonpareilleseile ober deren Baum. 1 Mark.

Farbige seidene Surah, Satin merveilleux, Atlatse, Damaste, Seidenripse und Taffete Mf. 2. 20 Pf. per Meter bis Mf. 12. 25 Pf. berelnet in einzelnen Rollen und ganzen Stñcken jñhrei in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Kñnigl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zñrich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.



Krankenfahrrñhler

aus Norddeutsch. Holz und Eisen, gepolstert und unpolstert, mit und ohne Sammelheizung, fñr Solon und Strouh; Rñstheil und Rñstheile fñr jede Lage verstellbar. Hñchst solides Fabrikat im einfachsten wie elegantesten Ausstattungs unter Garantie. Preise von M. 30—175 M. — Reich ausgestattete, illustrierte Preisliste auf Verlangen gratis und franco.

Preddener Krankenfahrrñhler-Fabrik
G. E. Hñfgen, Dresden-N.



Zur Barterzeugung

ist das einzig sichere und reellste Mittel

Paul Bosse's

Original-Mustaches-Balsam.

Erfolg garantiert innerhalb 4—6 Wochen. Fñr die Haut vñllig unschñdlich. Atlatse werden nicht mehr verffentlichet.

Verbandt direkt, auch gegen Nachnahme. Ver Dofe M. 2. 50. Direkt zu beziehen von Paul Bosse, Frankfurt a/M., Schillerstrasse 12. — In Wien: Wagners

Apothek, Tuchlauben 27 und Engel-Apothek, Am-Hof 6. (Preis fñr Dofert. M. 1. 80.)

Etabliert Julius Gertig, 1843.
etabliert Ferdinand Gertig 1883.
Fonds- und Lotterie-Geschäfte,
Hamburg.
Referenz die Bñrse seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekte an Kunden gratis und franco. Gewinnzahlung in Baar, nicht in Loose! — Bñrse-spekulation ausgeschlossen. Gewinn-Resultate von 1884 kolossal!
Wiederverkäufer Rabatt.
Correspondenz: Englisch, Franzñsisch, Dñnisch, Schwedisch.

Spezialitñt:
Badeapparate,
Zimmerdouchen
von weltbekanntem Rufe.
liefern auf Grund langjñhriger Erfahrungen in anerkannter Glñte. Illustrierte Prospekte franco gegen Franco-Anfrage.
Abich bis 1885 — 8000 Stñck.
Bereinigte Sanitñtsapparate, Badewannen, vormals
Sipowsky-Fischer (K. Kaiserl.),
Seidelberg u. Berlin SO., Waberbstrasse 60/61.

J BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Lñndern
BERLIN W.
78. Friedrichstrasse 78.

Tamarinden-Conserven,
allein. Verfert. Apoth. KANOLDT, Gotha.
Bestkñndliches Exotik gegen Verdauungs-
und alle durch dieselbe entstehenden Leiden
(Quarantiden, Migrane, Congestionen etc.),
Ulcerae gastricae, Weichmad — er-
frischende und beruhigende Wirkung auf das
Verdauungssystem. Verhauung und Appetit
nicht hñrrend, vortreflich fñr den Invaliden
Nahrung. 21
Preis à Schachtel 80 Pf. — in allen Apotheken.

Schñnheits- u. Gesundheits-Seife.
Beste Desinfections-Toiletten-Seife. Aerztl.,
sowie v. d. ersten wissenschaftl. Instituten des
In- u. Auslandes empfohl. Einzig sicheres Mittel
zur Befreiung d. Haut v. Mitesser, Finnen, Som-
mersprossen, Flechten, Pickeln etc. Die zarleste
Haut kann tñgl. damit gewaschen werd. Geg.
Einsend. v. 1 Mark (60 Kr.) in Briefmark. o. Baar
franco zu beziehen von 50
Ferdinand Springer in Detmold.

Rheinwein.
Gegen Einsendung von M. 25 verleihe in-
klusive Post ab hier 50 Liter selbstgehellerten,
guten und abgelagerten Rheinwein, fñr
dessen absolute Reinheit ich garantiere.
Friedrich Lederhos,
Oder-Jungelheim a. Rhein.

150 Briefmarken fñr 1 Mk.
Alle garantirt echt.
alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien,
Chil. Java, Brasilwg., Australien, Sardin.,
Rumänien, Spanien, Viet. etc. K. Wiering in
Hamburg. 62

Trunksucht
helle ich durch mein vorzñgliches Mittel und
liedere auf Verlangen unimuh gerichtlich ge-
prñft und eichlich erhellte Zeugnisse. 123
Heinrich Reiser, Fabrikant in Dresden 10.

Technikum
(Baugewerk-, Maschinenbau-, Kunstschler-
u. Malerschule)

Buxtehude
b. Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule.
Pension pro Tag 1 Mark. Programme gratis
u. franco d. Director Hittlenkofer.

Einfache, doppelte od. amerikanische
Buchfñhrung
Correspondenz durch prñmierten
kriefflichen
Rechnen etc. Unterricht. Gratis
Prospekt u. Probebrief.
Probe-Lecton Erstes kaufmänn.
fñr Schñlschrl. Unterrichts-Institut
Gratis Postfach in Wien.

Sensationell!

Erden ist im Verlage von Carl Hart.
Altona, erschienen und durch alle Buchhand-
lungen oder schneller gegen Einsendung des
Betrages direkt zu beziehen:

Friedliche Social-Reform.

Ein Vorschlag zur Lñsung der sozialen Frage.
Von G. Vorwãrts. — Preis 1 M. 50 Pf.

Neuere erschien:

Staat und Gesellschaft der Zukunft.

Eine Studie von H. G. — 75 Pf.

PATENT-
Besorgung und Verwerthung.
J. Brandt, Civil-Ingenieur,
Berlin SW., Anhalterstrasse 6.

Stottern!!

heilt schnell und sicher die Anstalt von

Robert Ernst

Berlin W., Eichhornstrasse 1.

Prospekt gratis u. franco.

Honorar nach Heilung.

Preis-Ermñssigung!

Aus der Sammlung:

Tobias Smollet's

ausgewñhlte

humoristische Romane

aus dem Englischen ùbersetzt

von

E. Keller, G. Sint und E. Ortlepp

1846. 120.

Kñnnen jetzt und so lange der geringe

Vorrath reicht, nur noch die nach-

stehenden Romane zu den beigesetzten

sehr ermñssigten Preisen durch

jede Buchhandlung bezogen werden:

Roderich Randon (Band 1 u. 2)

fñr 50 Pfennig.

Ferdinand Fathom (Band 3)

fñr 50 Pfennig.

Humphry Klinkre (Band 6)

fñr 50 Pfennig.

Der Roman Peregrine Pickle (Bd. 4

u. 5) ist vergriffen.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Scherer, Deutscher Dichterwald. Mit Illustrationen und Portrñts. M. 7. — Borel, Album lyrique de la Franco
moderne. Avec vignettes. M. 7. — Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. With illustrations. M. 7. —
Aymtor, Peter Quidam's Rheinfahrt. M. 8. — Fischer, Merlin. M. 5. — Jensen, Holzwegtraum. M. 5. —
Laitner, Barbarossa's Brautwerber. M. 4. 50. — Schmid, Winland oder die Fahrt um's Glñck. M. 8. —
Schñnath-Carolath, Lieder an eine Verlorene. M. 4. 50. — Silberstein, Mein Herz in Liedern. M. 6. —
Vischer, Lyrische Gñnge. M. 7. 50. — Sñmmtlich in feinem Original-Einband mit Goldschnitt. Gehaltvolle Damengeschenke.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.

Anthologien und Gedichte
aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.



Szene aus Schiller's „DER NEFFE ALS ONKEL“.

Nach einem Carton von J. Watter.